

GOTTHARD HASLIMEIER

Aus dem Leben eines
Verdingbuben

mit einem Vorwort von
Emmy Moor

60641

GOTTHARD HASLIMEIER

Aus dem Leben eines Verdingbuben

mit einem Vorwort von
Emmy Moor

4. Auflage

Gotthard Haslmeier

AEHREN  VERLAG
AFFOLTERN AM ALBIS
1956



ETHICS SOZARCH



01900001301270

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort von Emmy Moor	7
Anstalts- und Verdingbub	
«Schön ist die Jugendzeit»	11
Bürger der Gemeinde Unverstand	14
Die böse Frau und das Kistenbett	15
Die Schwester mit der Haselrute	17
Mein Einzug in der Heimatgemeinde	20
Die schöne Zeit in der Stadt Zürich	22
Die Mutter stößt mich ins Elend	24
Vom Regen in die Traufe	25
Der abgeschnittene Roßschwanz	26
Der rebellische Schusterlehrling auf der Festung Aarburg	28
Im Deckelbad von Königsfelden	29
Der gestrenge Bezirksamtman von Muri	30
Ich suche mir selbst einen Meister	32
Ich kämpfe um Lohn und Recht	33
Ich tausche einen schlechten gegen einen noch schlechteren Meister ein	33
Der Aarauer Bezirksamtman sperrt mich unschuldig ein	34
Der Bezirksamtman sperrt mich nochmals unschuldig ein	35
Der Bezirksamtman verschickt mich in die Hölle	36
Die Hölle von Bellechasse	
Zellenhaft als Begrüßung	38
Empfang im Erlenhof	38
Wir träumen vom Essen	40
Die Mäusebraten	41
Wenn nur der Hitler käme	44
Der Sündenpflu	45
Die Moorsoldaten	45
Ich bin unschuldig! Ab ins Cachot!	48

Copyright 1955 by Aehren Verlag Affoltern am Albis

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Buchdruckerei W. Weiss, Affoltern a. A.

	Seite
Fieberkrank ohne Arzt und Medikamente	49
Der fromme Herr Direktor	50
Auf Nimmerwiedersehen Bellechasse	52

Der Kampf um das Recht

«Seht, was Ihr aus ihm gemacht habt!»	53
Arbeits- und Wanderjahre	55
Ich mache mir über einiges Gedanken	55
Arm ist, wem niemand glaubt	59
Neue Erfahrungen in Königsfelden	61

Der Prozeß in Basel

Ich finde endlich Hilfe bei Wohlgesinnten	64
Eine Publikation erregt Aufsehen	64
Der Bezirksamtmann fühlt sich ehrverletzt	66
Mein großer Tag: vor Strafgericht Basel	66
Dritter Verhandlungstag und Urteil	68
Der Bezirksamtmann hat noch nicht genug: er appelliert	69

Ein großes Wort: Rehabilitation

Endlich ein freier Mensch	71
Die Entschädigung trotz Verjährung	72
Das Leben geht weiter	73

Vorwort

«Au profond de l'abîme il nagea seul et nu . . .» ?

Victor Hugo

Die nachfolgende Lebensbeichte des Gotthard Haslimeier ist zugleich ein Werk der Selbstbefreiung und eine Anklageschrift. Soweit darin von eigener Schuld überhaupt gesprochen werden kann, ist sie bedeutungslos neben der Schuld anderer und der Schuld eines Systems, die zusammen dieses unmenschliche Schicksal zustandegebracht haben. Wer diese wahrhafte Schilderung gelesen haben wird, wird glauben, ein Kinderschicksal aus Gotthelfs Zeiten vor sich zu haben, wo Armeleutekinder, Waisen und Kinder lediger Mägde wie ein Stück überschüssige Ware vergantet worden sind. Und er wird allen Zorn auf die Quäler, Ausbeuter oder seelen- und hirnlosen Automaten werfen, die da, als Fürsorger, als fremde obrigkeitliche Macht, als «Behörde» oder auch als «Pflegeeltern» oder Anstaltsleiter und Aufseher ein wehrloses Menschlein körperlich und seelisch langsam aber sicher zerbrochen haben. Es wird ihnen kaum in den Sinn kommen, daß dies alles ohne unsere Mitschuld gar nicht möglich wäre, daß dieser wahren Geschichte eines unehelichen Verdingbuben, die sich mitten unter uns abgespielt hat, die Mängel und Fehler eines ganzen Systems und die Folgen verhockter unmenschlicher Anschauungen zugrunde liegen.

Es ist nach dem Lesen dieses Buches nicht mehr so leicht, sich hinter den Trost des «Einzelfalles» zu verschanzen und sich mit unseren Musteranstalten und Musterinstitutionen über gewisse Tatsachen hinweg zu täuschen. Daß eine solche Ket-

tenreaktion behördlichen und menschlichen Versagens überhaupt vorkommen kann, muß uns zu denken geben, muß unsere Mitverantwortung entlarven.

Solange nämlich die doppelte Moral die ledige Mutter und ihr Kind verfemt, wird es immer wieder ledige Mütter geben, die die ganze Reaktion von Furcht und Haß vor der drohenden Aechtung und materiellen Last so oder anders das unerwünschte, schandebringende Kind entgelten lassen. Bereits die heutige Prozedur eines Vaterschaftsprozesses ist allein schon für ein anständiges Mädchen vom menschlich-seelischen Standpunkt aus barbarisch. Auch die Abhängigkeit des materiellen Schutzes von bloßen Alimenten — die oft genug ewig unsicher sind — bieten der Kindsmutter keine wirkliche Sicherheit für die Zukunft ihres Kindes. So bedeutet nach wie vor ein uneheliches Kind für viele ledige Mütter nur Schande und eine drohende finanzielle Last. Gotthard Haslimeier ist als ein solches uneheliches Kind auf die Welt gekommen. Das ist der Anfang alles späteren Unglücks gewesen. Er war nicht schuldig daran. Wohl aber wir. Wir sind an seiner «Rabenmutter» nicht unschuldig.

Es sollte auch nicht mehr vorkommen, daß in einem wohlversorgten zivilisierten Land Kinder, die statt Vater und Mutter, nur eine obrigkeitliche Macht über sich haben, dort versorgt werden, wo es für die Gemeinde am billigsten ist. Was nützen uns in einem solchen Fall die guten heilpädagogischen Einrichtungen, die Musteranstalten und die rechten freundlichen Pflegeplätze, die notwendigerweise teurer sein müssen als die schlechter geführten. Gar nicht zu sprechen von den Pflegeplätzen, wie sie Gotthard Haslimeier erlebt hat, wo die Billigkeit davon abhängt, daß man das Kind als billigen Knecht ausbeuten kann.

Was nützen uns ferner fortschrittliche Institutionen, wenn die Leute, die die Fürsorge wehrloser Kinder in Verantwortung haben, derart menschliche Versager sein können, ohne

daß wir dies an den verantwortlichen Stellen merken. Wenn wir aber andererseits Qualitätsmenschen an solche Stellen heranziehen wollen, muß an ihre Auswahl und ihre Arbeitsbedingungen mindestens ebenso viel Sorgfalt und Aufwand angewendet werden, wie für die Wahl eines privaten verantwortlichen Postens. Auch dies ist heute lange nicht überall der Fall.

Und schließlich dürfen wir nicht fast die ganze zwanzigjährige Frist verstreichen lassen, ehe wir den menschenwürdigen modernen Strafvollzug im ganzen Land verwirklichen und auch hier die untauglichen Leute durch Menschen ersetzen, die zu einer solchen Arbeit menschlich und erzieherisch fähig sind.

Vor allem aber lehrt uns die Geschichte Gotthard Haslimeiers, daß Behörden und Öffentlichkeit in jedem, wie immer gearteten Fall in der Praxis die Kontrolle noch ganz anders verbessern müssen, wenn wir Vertrauen haben sollen, daß sich ein solches Versagen nicht mehr, wie es hier vorgekommen ist, durch so viele Instanzen und Wechselfälle fortsetzen kann, ohne bemerkt und abgeschafft zu werden.

Nicht das Prestige dieser oder jener Behörde, dieser oder jener Anstalt oder dieser oder jener Persönlichkeit darf den Vorrang haben. Entscheiden muß der Mensch, der wehrlos in die Macht anderer Menschen gegeben ist. Mag dieser Mensch nun ein Kind sein, oder ein andermal ein Krimineller, immer sind wir für seinen Schutz verantwortlich. Das scheint so selbstverständlich. Aber wie oft sind wir geneigt, Prestigerücksichten über die menschliche Rücksicht zu stellen.

Vielleicht lehrt uns der unbekanntes arme Niemand Haslimeier, menschlicher und tapferer zu werden. Dann hat sein Buch sich gelohnt. Für uns ist es kein privates Schicksal, das da behandelt wird. Für uns ist es ein Appell an unser Gewissen, auch wenn sein Verfasser dabei in erster Linie einem seelenärztlichen Rat gefolgt ist und versucht hat, sich durch eine

wahrheitsgetreue Schilderung seines Lebens von dem Alpdruck einer mißhandelten und verpfuschten Jugend zu befreien. Es bleibt uns darin nicht verborgen, wie seelisch zerbrochen der Mensch ist, der diese Geschichte erlebt hat. Und irgendwie ist dies auch nicht gutzumachen, so gute Helfer und Freunde er inzwischen gefunden hat.

So schlimm viele Einzelheiten dieses Berichtes sind, sie sind wahr. Das findet der Leser nicht nur durch ein Gerichtsurteil am Ende des Buches bestätigt, er spürt dies auch aus dem inneren Wahrheitsgehalt dieser Aufzeichnungen. Sie gehören zu denen, von denen man wahrlich sagen muß, daß sie mit dem Herzblut des Schreibers geschrieben worden sind. Die ganze Schrift stammt von Gotthard Haslimeier selber. Rein sprachlich hat er einen Helfer bei der Niederschrift gehabt. Und damit kommen wir auf die menschlich positive Seite, die auch hierher gehört: Am Ende des langen Unglücksweges hat der Verfolgte auf einmal, neben andern hilfreichen Menschen, auch Fürsorgebeamte gefunden, die alle jene menschlichen Qualitäten besitzen, die unseren sämtlichen sozialen, rechtlichen und erzieherischen Institutionen erst das echte und wertbeständige Prestige geben können.

Die Geschichte Haslimeier enthält bittere Wahrheiten. Aber es sind Wahrheiten, die gesagt werden müssen. Das hat auch das Erscheinen dieses Buches entschieden.

Bern, im Mai 1955

Emmy Moor.

Anstalts- und Verdingbub

Schön ist die Jugendzeit

Wer von uns kennt nicht das altmodische, etwas wehmütige Lied «Schön ist die Jugend von zwanzig Jahren, sie kommt nicht mehr!» Je älter die Menschen werden, desto vergoldeter kommt ihnen diese Zeit in der Erinnerung vor. Sicher möchten die allermeisten nochmals jung und kraftvoll diese vergangenen Tage erleben. Ich aber kann in das schöne Lied nicht miteinstimmen. Um keinen Preis möchte ich meine ersten zwei Lebensjahrzehnte nochmals durchleben. Sie war nicht schön, meine Jugendzeit. Sie kommt nicht mehr — darüber bin ich froh. Ich kannte keinen Vater, und die Mutter frevelte an mir — was soll da noch Schönes sein? Als Jugendlicher bekam ich mehr Prügel als Gutes von den Menschen zu verspüren — was bleibt da noch an Freude übrig? Als ich bewußt zu leben anfang, da pflanzte man mir Ehrfurcht und Gottesliebe mit Schuhtritten und Heuchelei ein, oder deutlicher gesagt, da trieb man den Rest heiliger Gefühle aus mir heraus — sollte ich nach solchem Teufelswerk noch wehmütig sein und danach zurücktrauern? Zum Glück eilt die Zeit unentwegt vorwärts: «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei!» Sie verkürzte mir oft den endlos scheinenden Schmerz. Wie der Kriegsgefangene hinter Stacheldraht durfte ich erfahren, wie alles ein Ende nimmt: das Unglück, die Qual, das Herzweh, die Verlassenheit, die Freudlosigkeit. In Notzeiten will man die Zeit nicht halten, um sie zu genießen, sondern sie soll abrollen, vergehen. Daß meine Jugendzeit abgerollt und vergangen ist, das ist mir heute ein tröstlicher Gedanke. Noch schöner wäre es für mich, wenn sie schon vergessen wäre. Das

ist eine trostlose Lebensweisheit, die ich mir als Verdingbub erwerben mußte.

Am 30. Oktober 1918 wurde ich in Zürich geboren. Die Kanonen des ersten Weltkrieges donnerten damals noch immer — kein gutes Geläute beim Erscheinen auf dieser Erde. Eine ruhige Entwicklung war mir nicht beschieden, so wenig wie der damaligen verwirrten und verwahrlosten Nachkriegswelt: Ich wurde gejagt, geschoben, geschunden bis weit in meine Zwanzigerjahre hinein. Man verfügte über mich wie über ein Stück Ware. Ich war fast nie selbständig handelnder Teil, sondern der mißhandelte in diesem bösen Spiel.

Es ist mir sehr wichtig, hier meine Erlebnisse und einige Gedanken darüber niederschreiben zu dürfen. Durch eine solche wahrheitsgetreue Schilderung hoffe ich mithelfen zu können, irgendwelche Wehrlose vor einem ähnlichen bitteren Schicksal zu bewahren. Meine Erinnerungen an die verschiedenen Behörden, die sich mit mir befaßten oder hätten von Amtes wegen befassen sollen, sind zum weitaus größten Teil unangenehm. Ein Teil dieser Behörden hätte ihre Aufsichtspflicht ernster nehmen sollen. Wenn dies getan worden wäre, hätte man mich nicht ohne Rechtsgrund versenken und bis zum Alter von 22½ Jahren rechtswidrig bevormunden können. Wenn die Vormundschaftsbehörden und die Vormünder ein Herz gehabt hätten, wäre ich nicht so lange Mißhandlungen ausgesetzt gewesen. Dagegen gibt es nur ein Mittel: Das Volk muß selbst zum Rechten sehen. Es soll nötigenfalls fehlbaren Beamten, deren Federn zu leicht Versenkungsbeschlüsse schreiben, auf die Finger klopfen. Das Volk sollte sich stark um die Stiefkinder des Schicksals kümmern. Es sollte sich dafür interessieren, wie die von ihm selbst bestellten Gemeindevorsteher, Vormünder, Fürsorger und Fürsorgekommissionsmitglieder, Anstaltsleiter, Polizisten und Amtsmänner ihr Amt ausüben. Ob zum Wohl oder Wehe der ihnen Anver-

trauten oder ihrer Macht Ausgelieferten, das ist eine wichtige Frage. Das Volk sollte hineinschauen in die Amtsstuben und Gefängnisse, hinüberblicken über Anstalts- und Zuchthausmauern. Und eines müßte unbedingt geschehen: Wir alle sollten uns mehr der mitten unter uns lebenden Verding- und Pflegekinder annehmen und ihnen unsere ganze Sorge ange-deihen lassen. Dann könnten ihnen unmöglich solche Mißhandlungen, wie ich sie erdulden mußte, zuteil werden.

Schon mehrmals habe ich Jeremias Gotthelfs «Bauernspiegel» gelesen. Seine Schilderung des Lebens eines Verdingbuben aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beeindruckte mich sehr. Zu Gotthelfs Zeit gab es noch die schauerliche Einrichtung des alljährlich im Spätherbst stattfindenden Verdingkindermarktes. — in einzelnen Gegenden unseres Landes erhielt sich diese Unsitte bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts — auf welchen die armen Tröpflein von den Gemeindebehörden an die Wenigstfordernden für ein Jahr verschachert wurden. Ich war auch ein solches «auf die Gemeinde gekommenes» Kind. Die Gefahr bestand zwar für mich nicht mehr, mit einem Kleiderbündeli auf einen solchen Menschenmarkt geschleppt und zur Schau gestellt zu werden. Ich hatte den Vorzug, in unserer fortgeschrittenen Zeit einer anderen Behandlung teilhaftig zu werden, die leider in der Wirkung auf dasselbe herauskommt: Mich mußten nicht die Bauern auf den Markt anschauen kommen, sondern mich holte ein Gemeinderat oder ein Fürsorger ab und schleppte mich zu den Bauern oder in die Anstalten. Ich mußte nicht wie meine bedauernswerten Vorgänger zu Gotthelfs Zeiten stundenlang zu Fuß gehen, sondern ich wurde sogar gefahren, per Handwägel, Pferdefuhrwerk, Bahn und Auto.

Schon der erste Satz in Gotthelfs «Bauernspiegel» ist packend und könnte über das Leben ungezählter Verdingkinder gesetzt werden: «Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand,

→ mehr darüber ✓

in einem Jahr, welches man nicht zählte nach Christus.» Dieses Gotthelfwort gilt auch für mich.

Bürger der Gemeinde Unverstand

Da meine Mutter im Jahre 1918 in Zürich gearbeitet hatte, wurde ich in dieser Stadt geboren. Die dortige Vormundschaftsbehörde nahm sich meiner korrekt an, konnte jedoch keinen Vaterschaftsprozeß durchführen, weil die Voraussetzungen hierzu fehlten. Ich mußte vermutlich meinen heimatlichen Behörden bald unliebsam aufgefallen sein, denn mein Erscheinen auf dieser Welt war mit Armenlasten verbunden. Schon in den ersten Lebensmonaten wurde ich, wie dies damals üblich war, in den Heimatkanton zurückgebracht. Ich kam ins «Klösterli» nach Baden.

Die Behörden von Remetschwil im Aargau, meiner Heimat, griffen ganz besonders in späteren Jahren nicht immer heilsam und menschlich, wie sie dies einem Mündel gegenüber schuldig gewesen wären, in mein Leben ein. Ihre Maßnahmen habe ich oft als drückend empfinden müssen. Jahrelang mußte ich mich wirklich als Bürger der Gemeinde Unverstand, dieser von Gotthelf trefflich geschilderten Dorfgemeinschaft, fühlen.

Ungefähr vier Jahre lang verblieb ich in der Obhut von freundlichen Klösterlichswestern. Ich war dort so glücklich, wie dies ein Heimkind nur sein kann. Das Heim bedeutete meine ganze Welt, dort war ich geborgen und fühlte mich sicher. Da brach zum ersten Mal spürbar das Unheil über mich herein. Etwas Schreckliches wurde an mir verübt. Dieser damals erlittene Schock ist meine am weitesten zurückreichende, tief eingeprägte Erinnerung geblieben.

Die böse Frau und das Kistenbett

Eines Abends holte mich eine Schwester und zog mir die schönen Kleider an. Ich konnte den Sinn ihres Tuns nicht erraten, dachte mir aber, etwas Schönes stünde bevor. Aber ach, das Gegenteil wartete auf mich. Ich wurde einer Frau übergeben, die mich in ein Leiterwägeli setzte und mit mir, trotz meines Flehens und Schreiens, davonfuhr. Immer weiter entfernten wir uns von meinem Heim. Mir wurde mit jeder Stunde Fahrt schwerer ums Herz. Trotz meiner Kindlichkeit begann ich zu ahnen, daß die Geborgenheit des «Klösterli» für immer verloren war. Frierend saß ich im Leiterwägeli, um mich waren Nacht und Nebel. Stundenlang zog die schwarze Frau schweigend den Wagen. Sehr spät kamen wir am Ziel, dem Dorf Tägerig, an. Die neue Mutter legte mich halberfrorenes Kind auf die Ofenbank und befahl mir, da zu schlafen. Vor Müdigkeit und Herzweh schief ich ein. Am andern Morgen betrachtete ich die neue Mutter. Sie gefiel mir gar nicht. Sie hatte nichts Liebes und Mütterliches, sondern viel Kaltherziges und Rechthaberisches an sich. Sie begann auch bald, mich wegen des Nüssens mit einem Strick zu schlagen. So fing meine einjährige Leidenszeit bei diesen ersten Pflegeeltern an. Ich mußte bald erfahren, daß diese mir immer fremd gebliebene Frau jede Gelegenheit ergriff, um mich zu schlagen. Der Pflegevater hatte oft Mitleid mit mir und versuchte, die Frau vom Dreinschlagen abzuhalten. Aber da kam er bei seiner Frau schön an! Zuletzt mußte er froh sein, selbst ungeschoren davonzukommen.

Von den vielen Mißhandlungsarten will ich nur deren zwei erwähnen. Die erste war etwas geradezu Mittelalterliches. Aus geringfügigem Anlaß zwang mich die Frau, auf ein spitzes Dreikantscheit vor dem Kachelofen zu knien und die Arme

seitwärts auszustrecken. Wenn ich die Arme vor Müdigkeit sinken ließ, schlug mich die Quälerin heftig. Für die zweite Mißhandlung benützte die Pflegemutter eine moderne Maschine. In der Küche stand eine Waschmaschine, in der die Wäsche durch das Hin- und Herbewegen eines Hebels umhergeschleudert werden mußte. Mehrmals kam es vor, daß mich die sadistische Frau in diese Waschmaschine setzte und den Hebel betätigte. Ich armes Tröpflein wurde dann im Waschlafen herumgewirbelt. Meine Gliedmassen wurden zwischen den sich verschiebenden Holzrosten eingeklemmt. Einmal verursachte mir diese Quälerei eine tiefe Wunde an einem Bein. Die Narbe ist heute noch sichtbar als lebendige Erinnerung an jene «wunderbare» Zeit. Es ist mir heute unerklärlich, weshalb ich bei einer solchen Behandlung nicht ein paar Brüche davongetragen habe. Es ist gewiß selten, daß ein noch nicht fünfjähriges Kind zu sterben wünscht, aber ich erinnere mich noch sehr genau, wie diese sinnlosen Bestrafungen und Quälereien mich in eine Todessehnsucht trieben. Ich hatte kein Ecklein, wohin ich mich flüchten konnte vor dieser lieblosen Pflegemutter, denn nicht einmal ein Bettlein nannte ich mein eigen.

Am Abend des zweiten Tages meines traurigen Gastspiels in Tägerig brachte mich die Frau zu Bett. Sie nahm mich am Arm und zog mich eine Treppe hoch in einen Dachraum, einen offenen Dachboden. Dort oben stand nun nicht etwa ein Bett, sondern eine große, mit Säcken und Emballage ausgepolsterte Holzkiste. In diese hinein wurde ich gepackt und mit dem groben Tuchzeug zugedeckt. Eine andere Schlafstätte hatte ich in Tägerig nie, ebensowenig ein geheiztes Kämmerlein. Es ist fast ein Wunder, daß ich damals am Leben geblieben bin.

~~Von einem Besuch eines Vormundes oder eines Gemeinderates weiß ich nichts. Ich hätte ihm sicher mein großes Leid geklagt. Und er hätte diesen Unmenschlichkeiten ein Ende~~

bereiten müssen. Da die zuständigen Männer aber nicht nach mir sahen, mußte ein anderer Retter erscheinen: nicht etwa ein Pfarrer oder Lehrer kam, sondern ein guter Polizist. Ein solcher machte eines Tages einen Kontrollbesuch, vermutlich von einer Nachbarfamilie hergeschickt. Bald darauf kam Bescheid, ich sei reisefertig zu machen. Die Frau sollte mich nach Klingnau ins Kinderheim Neu St. Johann begleiten. Bevor wir aber von zu Hause weggingen, befahl sie mir streng, ich sollte heulen. Aus lauter Angst gehorchte ich wie immer. Ich heulte also auf dem Weg zur Bahn, auf dem Bahnhof, im Zug und beim Eintritt ins Kinderheim. Alle Leute hätten glauben sollen, wie schwer mir der Abschied von der lieben Pflegemutter falle! Das war ein ähnlicher Trick, wie er in schlechtgeführten Kinderheimen angewendet wird: Da müssen die Kinder an Besuchstagen sich die Backen rot reiben, damit die Besucher die Kinder blühend vorfinden! Natürlich merkte der Leiter des Kinderheimes Neu St. Johann bald, wie ich aufatmete, als die böse, hysterische Frau den Heimweg ohne mich antrat. Die neue Umgebung kam mir nach der Hölle von Tägerig geradezu paradiesisch vor. Ich hatte wieder ein Bettlein und die nötige Pflege. Ich verlor auch meine dauernden Angstzustände und das Nässen.

Die Schwester mit der Haselrute

~~Im Jahre 1926 ordneten meine Heimatbehörden an, daß ich in die St. Josefsanstalt in Bremgarten übersiedeln sollte. Ob ich wirklich so schwach begabt war, um in diese Schule für Schwachbegabte gesteckt zu werden, kann ich heute nicht beurteilen. Im Großen und Ganzen hätte ich darin verhältnismäßig ruhig meine sechseinhalb Schuljahre verbringen können, wenn nicht neben den vielen freundlichen Schwe-~~

stern eine wirklich böse jahrelang ihr Unwesen an mir und andern Zöglingen getrieben hätte.

Diese Schwester wurde von allen im Hause gefürchtet. Man sagte es offen, sie sei die eigentliche Oberin, da die Frau Oberin offensichtlich nicht gegen sie aufzutreten wagte. Sie war groß und stark. Ihre Züchtigungen waren sehr hart und ohne Erbarmen. Mich mochte sie von Anfang an nicht leiden. Ich übertreibe nicht, wenn ich hier festhalte, daß sie mir Tag für Tag während Jahren mit einem Stock oder mit Haselruten über den Kopf hieb. Daneben war sie auch sonst nicht wählerisch mit Strafen. Sie hieb entsetzliche Tatzten, meistens sechsmal mußten wir die Hände erhalten und uns dann in Schmerzen winden. Noch heute sehe ich in der Erinnerung einen Kameraden neben mir in der Schulbank sitzen, wie sich an ihm rotblaue Striemen über Kopf und Hals hinzogen. Vermutlich hätte ich im Spiegel an mir die gleichen Verzierungen sehen können. Eine der schlimmsten Quälereien werde ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen können. Diese Schwester befahl mich eines Abends in den Waschraum. Dort mußte ich mich nackt ausziehen. Dann hieben sie und eine zweite gleich brutale Schwester mit Ruten auf mich ein, sodaß ich mich in Schmerzen winden mußte. Es war uns Buben in der Anstalt bekannt, daß dies eine Lieblingsstrafe der beiden Peinigerinnen war. Natürlich durften wir darüber nichts verlauten lassen. Die beiden Schwestern drohten uns bei jeder Gelegenheit, sie würden uns beim Katecheten verzeigen, welcher uns dann mit einem Gummischlauch züchtigen könnte. Bei Spaziergängen führte uns diese Quälerin in den Wald, wo wir ihre gefürchteten Haselruten schneiden mußten. Es war für uns keine Freude, ihr diese Marterinstrumente selbst zubereiten und abliefern zu müssen, in der Gewißheit, anderntags damit geschlagen zu werden. Aber gerade das scheint dieser herzensbösen Schwester Vergnügen bereitet zu haben.

Ich hoffe, daß sie diese Zeilen lesen wird und sich ob ihrer Bosheit und Verdorbēnheit heute schämt. Gutmachen kann sie an uns ehemaligen Zöglingen nichts mehr, sie hat Härte und Verbitterung zu tief in uns hinein geprügelt.

In einzelnen Schulpausen mußten wir größeren Zöglinge in den Rüstkeller hinuntersteigen und dort mit der Magd Josefine Kartoffeln schälen. Wir nannten das «Kartoffelspitzen». Es war soweit nichts Unangenehmes dabei, wohl aber mit der Unsitte verbunden, beim Rüsten eine Kette Vaterunser zu beten. Es wurde uns Zöglingen dadurch keine Gottesliebe oder Frömmigkeit ins Herz gepflanzt, viel eher eine Abneigung gegen Religiöses. Es wäre uns mehr gedient gewesen, wenn die Schwestern besser darauf geachtet hätten, daß die kleineren von den größeren Zöglingen weniger geplagt worden wären.

Die Frage, ob ich in der St. Josefsanstalt in Bremgarten trotz allem eine glückliche Zeit verlebt hatte, kann ich nicht eindeutig beantworten. Wie erkennt ein vaterloses, der Mutter völlig entfremdetes Anstaltskind das Glück? Ich habe mich immer nach Eltern und Verwandten gesehnt, so wie sie andere Kinder besitzen, aber das blieb ein Wunschtraum. Nicht einmal Besuch von irgend einer Seite bekam ich in der Anstalt, auch nie ein Geschenkpaket. Wer hätte sich meiner annehmen sollen in dieser egoistischen Welt? Man ließ mich versinken in Einsamkeit. Glück im eigentlichen, tieferen Sinn kann ein Anstaltskind wohl nicht empfinden.

Vor zwei Jahren habe ich die St. Josefsanstalt zum ersten Mal seit meiner dortigen Entlassung im Jahr 1933 besucht und viele Veränderungen zum Guten festgestellt. Die zucht-hausähnlichen Mauern sind verschwunden, und die heutige Leitung ist für Fortschrittliches aufgeschlossen. Eine Schwester mit der Haselrute wäre heute dort wohl nicht mehr tragbar. Ueber diese Verbesserungen freue ich mich, da ich wie selten jemand die Lage der Zöglinge nachfühlen kann.

Mein Einzug in der Heimatgemeinde

Nach herkömmlichen Begriffen muß ein aus der Schule tretender Jugendlicher gleich ins Arbeitsleben eingereiht werden. Im Frühjahr 1933 brachte mich eine Schwester der St. Josefsanstalt in Bremgarten zur Bahn und drückte mir ein Billet Bremgarten-Sarmenstorf einfach in die Hand. Das war mein Eintritt ins Leben, ins schwere Leben, wie es sich herausstellen sollte. In Sarmenstorf kam ich zu einem Bauern. Der gab mir sauren Most zu trinken, ließ mich ein paar Wochen lang Tannen schälen und stellte fest, daß ich ein Schwächling sei. Einmal schimpfte mich jemand aus, einen solchen Knecht wie mich sollte man totschiagen. Dieses Radikalmittel wandte mein Meister nun doch nicht an, sondern berichtete an die Vormundschaftsbehörde Remetschwil, ich sei zu schwerer Arbeit nichts wert.

Eines Abends kam aus Remetschwil ein Fuhrwerk bei meinem Bauern vorgefahren. Man lud mich auf und führte mich in meine Heimatgemeinde. Ich sollte eine traurige Bekanntschaft mit ihr machen. Sogleich wurde ich auf das Bauerngut zweier Brüder verdingt. Bald rückte auch der Heuet an und mit ihm eine schwere Zeit. Ich mußte von morgens vier Uhr bis in die tiefe Nacht hinein werken. An den Händen bekam ich Schwielen, an den Füßen Blasen, und mein ganzer Leib schien vor Müdigkeit wie zerschlagen. Nebst meiner durch allerstrengste Arbeit verursachten körperlichen Ermüdung litt ich sehr unter der brutalen Behandlung durch meine Meistersleute. Bei jeder Gelegenheit hagelte es Schläge und Ohrfeigen. Beim Heuen stießen sie mir die Heugabel in den Rücken. Im Stall schlugen sie mit dem Besen auf mich ein oder hieben mir die Faust oder die flache Hand ins Gesicht, wie man es einem Stück Vieh nicht ärger machen konnte. Wie

oft ist mir das Blut aus Mund und Nase getropft oder gar geflossen.

Vor Uebermüdung verschlief ich mich einmal in der Morgenfrühe. In der darauffolgenden Nacht konnte ich nicht schlafen, weil es mich am ganzen Körper juckte. Ich mußte mich wundkratzen. Als ich mich am andern Morgen auch noch im Stall kratzte, bekam ich dafür Schläge. Es dauerte einige Zeit, bis ich darauf kam, daß ich einer großen Gemeinheit meiner Meister zum Opfer gefallen war: Sie hatten mir den aus dem Striegel geklopften Roßstaub ins Bett gestreut. Es ist jedem Kavalleristen bekannt, wie Roßstaub einen höllischen Juckreiz auf der Haut hervorruft, und mit solchem Schabernack wollte man mich nicht verschlafen lassen!

An das Heuführen habe ich aus jener Zeit eine schreckliche Erinnerung. Ich mußte auf das Gespann aufpassen. Das Roß und der Stier paßten schlecht zueinander. Die Hitze und die Bremsen machten die Tiere nervös. Plötzlich stieß der Stier das Pferd mit einem Horn in die Seite, dieses sprang hoch, und beide Tiere nahmen samt Heuwagen Reißaus. Sie konnten rasch aufgehalten werden. Aber nun kamen die beiden tobenden, fluchenden Meister auf mich zu, und aus ihren Mienen konnte ich lesen, daß mir nun Gott gnädig sein sollte. Entsetzlich tönte ihr Gefluche. Sie warfen mich zu Boden, knieten auf mich und schlugen wild mit Fäusten und Peitschenstiel auf mich ein, so lange, bis jemand vom Nachbarfeld herüberrief: «Es tuet's jetzt.» Erst dann ließen die beiden Rohlinge mich geschundenes Häuflein Elend am Boden liegen. Mir war das Leben verleidet. Die Angst vor den Meistersleuten machte mich zittern, aber wohin sollte ich mich wenden?

Aber auch diese lange Lazarus-Zeit sollte einmal ein Ende nehmen, und zwar zur rechten Zeit, bevor mein Lebenswille völlig gebrochen war. An einem Sonntagmorgen waren wir auf dem Gang zur Kirche. Einer der beiden Meister ging hinter mir her und hieb mir bei jedem Schritt einen Fußtritt ins

Gesäß, als ob ich ein Fußball gewesen wäre. So pflanzt man die Liebe zur Kirche und zu Gott ins Herz eines heranwachsenden Menschen! Wie mein Meister am schönsten Tschuten war, fuhr uns ein Motorradfahrer entgegen. Es war mein Stiefvater aus Zürich. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Als er meine Drangsal sah, führte er mich zum Gemeindeschreiber, der das Nötige veranlaßte, daß ich kurze Zeit darauf nach Zürich abreisen durfte.

Die schöne Zeit in der Stadt Zürich

Mir tat sich der Himmel auf, als ich 1935 nach Zürich kam. Alle Leute, mit denen ich zusammenkam, waren freundlich zu mir. Niemand schlug und entwürdigte mich. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Mein wohlwollender Stiefvater hatte mir eine Stelle beim Hauptportier Klingler in der Maschinenfabrik Escher Wyß gefunden. Ich verehrte meinen neuen gütigen Meister von Herzen, und voller Eifer diente ich ihm. Zu meinen Obliegenheiten gehörte es, punkt fünf Uhr die Fabrikglocke zum Feierabend zu läuten. Da passierte es mir, daß ich in Abwesenheit meines Meisters die Feierabendglocke schon um vier Uhr zog — weil ich die Uhr nicht kannte. Ich hatte mir nur so die ungefähre Zeigerstellung bei Feierabend gemerkt. Die Kenntnis der Uhrzeiten hatte mir die Anstaltschule nicht vermittelt. Dort hatte die Uhr im internen Betrieb für die Zöglinge keine Bedeutung gehabt, es war ja alles geregelt. Aber nun stand ich bei Escher Wyß zum ersten Mal richtig im Leben drin und versagte ohne meine Schuld. Nachdem sich der kleine Betriebsaufruhr wegen meiner Vieruhrglocke gelegt hatte, gab mir Meister Klingler nochmals eine Chance. Er übergab mich dem Planarchiv. Dort hatte ich als kleiner Gehilfe und Läufer die verlangten Pläne herauszugeben. Nun

hatte ich aber in der Anstaltschule außer der üblichen altmodischen Schnörkelschrift keine andere Schrift gelernt, und so verwechselte ich die technischen Zahlen und Buchstaben fortwährend. Ich gab die falschen Pläne heraus und verursachte dadurch einen nicht geringen Wirrwarr. Wiederum mußte ich ohne meine Schuld versagen.

Mein Stiefvater fand mir bald darauf eine andere Stelle. Frau Bienz, Inhaberin eines kleinen Gemüseladens, stellte mich als Hilfe an. Ich durfte bald auch im Straßenverkauf mithelfen. Die gütige Frau Meisterin gab mir einen Handwagen, ein paar Kisten Zitronen darauf, und so fuhr ich den Zürichberg hinauf. Erst wenn alle Ware verkauft war, kehrte ich heim. Ich wollte meine Sache gut machen. Vielleicht hatte ich mich unbewußt, wie ein viel geprügelter Hund, nicht vorher zurückgetraut, was nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht zu verwundern gewesen wäre. Nun, Frau Bienz war freundlich zu mir, und sie staunte bloß immer darüber, daß ich ihr immer zuviel Geld nach Hause zurückbrachte. Endlich fand sie heraus, daß ich das Geld ja gar nicht kannte! Wie sollte ich es auch kennen, da ich dies in der Anstaltschule nie gelernt und auch noch nie einen Lohn besessen hatte. Mit viel Geduld lehrte mich die Meisterin die Münzen unterscheiden. Mit Eifer und Erfolg verhausierte ich in Wirtschaften und bei Hausfrauen ganze Berge von Zitronen. Ich höre noch heute in der Erinnerung, wie freundliche Frauen zu mir sagten: «So, so, de Zitronema isch wieder da». Wie sehr liebte ich diese gute Stadt Zürich.

In der Arbeit ging es mir sehr gut, aber zu Hause stichelte die Mutter fortwährend gegen mich. Der Stiefvater mußte mich vor ihr häufig in Schutz nehmen. Da steigerte sich ihr Genörgel jeweilen zum Geschrei: «De mueß furt!» Meine bloße Anwesenheit war ihr wohl täglich ein lebendiger Vorwurf, denn vielleicht fühlte sie, daß sie in all den Jahren nicht wie eine Mutter an mir gehandelt hatte. Da mußte man den unbequemen

Mahner aus Zürich entfernen. Sie fuhr nach Remetschwil und fädelt dort ein, daß ich eines Tages wieder dorthin zurückkehren mußte. Sie zwang mich, diesen schweren Gang Anfang Sommer 1936 anzutreten. Das Herz wollte mir dabei vor Weh zerspringen. Meine Mutter, der ich doch immer allen Verdienst abgegeben hatte, frohlockte. Der Gemeindeammann von Remetschwil war über mein Erscheinen nicht erfreut, und er brummte, man solle mich wieder mitnehmen, man habe es doch ein Jahr zuvor erzwängt, mich nach Zürich ziehen zu lassen. Leider gelang es aber meiner Mutter, mich mitsamt meinem Kleiderbündel in der Heimatgemeinde zurückzulassen. So stieß sie mich zum zweiten Mal ins Elend, wie sie dies bei meiner Geburt schon zum ersten Mal getan hatte. Ich verfluchte sie und löschte in mir die letzte Spur eines Mutterbildes aus. Für mich existiert sie seither nicht mehr. Wie kann eine Mutter ihr eigen Fleisch und Blut so verleugnen? Mir blieb nichts als Trauer im Herzen zurück, daneben aber als leuchtend schöne Erinnerung das Bild der mir so lieb gewordenen menschlichen Stadt Zürich mit ihren freundlichen Bewohnern. Zum ersten Mal hatte ich dort ahnen dürfen, was ein freier Mensch ist.

Die Mutter stößt mich ins Elend

Der Gemeindeammann brachte mich wiederum auf den Bauernhof zweier Brüder. Im Stillen dachte ich mir, es sei nicht günstig, wieder zwei Meister zu haben. Es kam aber noch schlimmer: Ich bekam gleich deren drei. Die zwei Söhne schlugen auf mich ein, und die alte Mutter feuerte sie dazu an! Der Heuet verlief gleich schlimm wie der frühere: Allzuviel Arbeit, viele Schläge im Haus, im Stall, auf dem Feld, dazu noch grausiges, madiges Essen. Ich wurde furchtbar

ausgebeutet nach dem alten Sprichwort: «Lauf, Ruedeli, spring, de Tag isch lang, de Lohn isch gring!» Besonders der jüngere Meister war teuflisch böse mit mir. Er schien die streitsüchtige Natur seiner Mutter geerbt zu haben. Einmal packten mich die beiden Brüder und tunkten mich in den Stallbrunnen. Ich armseliger Hund schnappte nach Luft und flehte um Erbarmen. Aber hinter den zwei Quälern stand die Alte und krächzte wie die böse Hexe im Märchen: «So isch rächt, gänd em numme!» Und von neuem sauste der Stallstecken auf mich nieder.

Wiederum zerbrach etwas in mir. Wie soll bei einer solch tierischen Mißhandlung der Glaube an das Gute und an mütterliches Erbarmen noch bestehen können? In solcher Qual und Ausweglosigkeit kennt die gedrückte Kreatur nur zwei Wege: Entweder das Leben fortwerfen oder sich flüchten. Trotz aller Verzweiflung gewann in mir noch einmal der Lebenswille die Oberhand, und ich entlief meinen Peinigern. Zu Fuß eilte ich dem einzigen Lichtpunkt zu, den ich kannte: Zürich.

Vom Regen in die Traufe

So zog ich im Herbst 1936 zu Fuß in die Stadt Zürich ein. Die Mutter tobte. Der Stiefvater, an den ich mich klammerte, verschaffte mir eine Stelle auf einem Bauernhof in Mönchaltorf. Der Meister war recht mit mir. Er versuchte, die Schläge der Meisterin von mir fernzuhalten. Ich konnte dieser zänkischen Frau keine Arbeit zur Zufriedenheit machen. Sie quälte mich sehr. Nun versank ich ganz in Hoffnungslosigkeit. Eines Tages — draußen war ebenso düstere Herbststimmung wie in meiner Seele — zog ich mich in den Stall zum Vieh zurück und war entschlossen, meinem Leben ein Ende zu machen. Ich nahm ein Messer und war eben im Begriffe, mir die

linke Pulsader zu öffnen, als mein Meister dazutrat und mich daran hinderte. Gütig zog er mich in die Wohnung, und dort schritt er zur Abrechnung mit seiner bösen Frau. Er schrie sie an, sie hätte mich beinahe in den Tod getrieben, weil der Bub die ewigen Mißhandlungen nicht mehr habe ertragen können. Die Frau rächte sich damit, daß sie meinem Vormund nach Zürich berichtete. Nach wenigen Tagen erschien dieser, ein Kaminfegermeister aus Zürich, in Begleitung meines Stiefvaters. «So, so, du machsch Sache», schrie der Vormund und hieb mir seine schwere Hand ins Gesicht. Die Fortsetzung besorgte der Stiefvater mit Fäusten und Schuhen. Die Meisterin schaute dieser Mißhandlung hocherfreut zu und rief anfeuernd: «Bravo, gebt ihm nur!» So hatte auch die alte Bäuerin geschrien, nun schrie diese auch so. — Wo blieb denn frauliches, mütterliches Erbarmen? Wenn die Frauen kein Erbarmen zeigen, dann wird die Welt öde.

Kurz darauf kam ein Polizist in unser Haus und nahm mich mit. Auf meine erschreckte Frage, wohin es ginge, meinte er: «Eine Fahrt ins Blaue». Wir fuhren zusammen bis Brugg, und dann wanderten wir nahegelegenen, hinter Bäumen versteckten Gebäuden zu: der aargauischen Irrenanstalt Königsfelden. Als wir durch das Tor traten, fragte ich den Polizisten, ob man da drinnen gehauen würde. «Nein, nein, da drin wird niemand geschlagen», tröstete er mich gutmütig. Dreizehn Jahre lang glaubte ich seinen Spruch, bis ich 1949 etwas Gegenteiliges erfahren mußte. Doch will ich später davon berichten.

Der abgeschnittene Roßschwanz

In Königsfelden war es schön. Der Oberarzt und alle waren nett zu mir, und ich konnte richtig ausschlafen. Bald schien mir die Welt auch wieder schöner und lebenswerter. Nach

vierzehn Tagen erschien der kantonale Fürsorger und holte mich ab. Er habe mir eine gute Stelle bei braven Leuten auf dem Petersberg ob Gebenstorf gefunden. Sollte ich mich bei ihnen aber nicht gut halten, dann würde er mich wieder an diesen Ort zurückbringen, drohte er mir. Diese Familie war soweit nicht allzu grob mit mir. Ich war bestrebt, den Meistersleuten gut zu dienen. Eines Tages wollte ich meinem Meister eine ganz besondere Freude bereiten. Mir waren schon lange die struppige Mähne und die langen Schweifhaare des Pferdes aufgefallen. Nun versuchte ich, das Tier zu verschönern. Mit einer Schere stutzte ich das Pferd zurecht und verwandelte es in einen jungen Dragoner! Mir erschien das brave Tier viel jünger und schöner. Voller Freude berichtete ich es dem Meister. Zu meiner Enttäuschung geriet dieser aber in Wut und telefonierte dem Fürsorger, ich hätte dem Roß den Schwanz abgeschnitten! Dann wurde ich ahnungslos Knechtlein furchtbar ausgeschimpft, man sollte mich eigentlich zu Tode schlagen. Diese Melodie kannte ich auswendig, und in mir stieg eine Ahnung auf, daß mir Böses bevorstünde. Wirklich, bald rückte der Fürsorger an, herrschte mich an, weshalb ich dem Pferd den Schwanz abgeschnitten hätte. «Du bist ein verstörte Kärli!» Auf meine Einwendungen hörte er gar nicht, nahm sich auch nicht die Mühe, im Stalle die Wahrheit abzuklären, sondern führte mich sogleich zum Bezirksarzt nach Brugg. Dieser hörte sich die Erzählung des Fürsorgers an und stellte einen Einweisungsschein für die Irrenanstalt Königsfelden aus! Vermutlich hat er sich vorgestellt, daß ich einen Schub Irresein erlitten hätte. Der Arzt redete väterlich zu mir «irrem Roßschwanzabschneider» und schenkte mir einen halben Franken. Welch armes Knechtlein, wird er bei sich gedacht haben. Auf der Straße nahm mir der Fürsorger das Geldstück ab und kaufte mir davon Birnen, ohne mich auch nur nach meinem Wunsch zu befragen. Mit einer Tüte Obst unter dem Arm wanderte ich gegen Abend nun zum zweiten Mal

innert kurzer Zeit durch das große Königsfelder-Tor. Es sollte nicht das letzte Mal sein.

Der rebellische Schusterlehrling auf der Festung Aarburg

Dem Arzt in Königsfelden konnte ich dann in Ruhe den wahren Sachverhalt über diese Roßschwanzgeschichte berichten. Er hatte die nötige Geduld, mich anzuhören. Er redete etwas von Berufslehre und Erziehungsfrage bei mir, was ich natürlich nicht verstand. Was er damit gemeint hatte, sollte mir bald klar werden. Nach Ablauf einer Woche erschien der Fürsorger von neuem. Er setzte mich in das Auto und fuhr mich weg. Wohin die Reise gehen sollte, sagte er mir nicht. Endlich kam das Städtchen Aarburg in Sicht, über welchem die Zwangserziehungsanstalt droht. Nun wußte ich Bescheid.

Während der ersten Woche in dieser Anstalt durfte ich im Freien arbeiten. Daraufhin wurde ich in die Schusterwerkstätte gesetzt. Ich sollte also Schuhmacher werden. Die Sache mochte gut ausgedacht worden sein, sie hatte aber einen Haken: *Ich* wollte weder mit Schuhen noch mit Leder etwas zu tun haben. Leder ist mir heute noch ein Greuel, und ich hätte nie im Leben auf dem Schusterstuhl bei Lederarbeiten sitzen können. Der Schuhmachermeister bemerkte meine starke Abneigung gegen sein Handwerk bald. Er versuchte, mir das nötige Verständnis für sein geliebtes Leder mit Faustschlägen beizubringen. Das fruchtete nichts. Ich hatte eine zu schwere Hand und verklopfte das Lederzeug auch weiterhin. Da bekam ich vom Meister den Lederriemen über das Gesicht abgestreckt und den Hammerstiel über den Kopf geschlagen. Als ich dann eines Tages fand, genügend mißhandelt worden zu sein in dieser feinen Erziehungsanstalt, da entwich ich von der Festung Aarburg. Am gleichen Tag schon wurde ich eingefangen und zurückgebracht. Ich wurde einen Tag lang in eine

Zelle gesperrt und kam dann nachher in die Gärtnerei. Mein Gastspiel auf der Festung fand nach einigen Wochen durch die neuerliche Ankunft des Fürsorgers ein Ende. Mir war das recht so, denn ich wünschte lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Kurz vor der Ankunft des Fürsorgers nahm mich ein freundlicher Anstaltslehrer auf die Seite und flüsterte mir zu, daß ich wiederum nach Königsfelden käme. «Bist ein armer Bub und dauerst mich.»

Im Deckelbad von Königsfelden

Wiederum saß ich im bekannten Fürsorgerauto und fuhr in umgekehrter Richtung dahin zurück, von wo ich einige Wochen zuvor gekommen war. Wiederum gab mir niemand das Ziel der Fahrt bekannt, statt dessen hörte ich mir die Moralpredigt des Fürsorgers an. Zum dritten Mal durchschritt ich das Tor der Irrenanstalt Königsfelden. Diesmal verschwand ich für ein paar Monate. Die Psychiater — wir nannten sie oft die Füsikater — pröbelten an mir herum. Aber die einzige Lösung, der es für mich bedurft hätte, fanden sie nicht. Die mußte ein paar Monate später ein einfacher Bauersmann dem Fürsorger sagen: «Der Bub braucht nichts als etwas Liebe, er hat überhaupt noch nie Liebe und Güte erlebt.» Zuerst kam ich in eine ruhige Abteilung zum Staniolverlesen. Eines Tages verleidete mir diese Arbeit, und ich warf eine Handvoll Staniol in den Abort. Nun wurde ich Rebell ins berühmte Deckelbad gesteckt, angeblich zur Beruhigung. Diese Prozedur wird heute nicht mehr angewandt. Man wird in eine Badewanne gesteckt, die mit einem aufschraubbaren Deckel aus Holz versehen ist. Durch eine Oeffnung des Deckels wird der Kopf des Patienten gesteckt, der schaut sich also die nackte Zellenwand an, während sein übriger Leib in lauwarmem

Wasser ruht. Drei Tage lang, von morgens sechs Uhr bis abends sechs Uhr, streckte ich den Kopf durch den Holzdeckel. Da nützte wirklich alles Rebellieren nichts. Mit Händen und Füßen konnte man höchstens unter den Holzdeckel trommeln und dazu schreien. Ein solches Konzert waren aber die Pfleger gewöhnt, auch die furchtbarsten Schimpfworte, die man ihnen an den Kopf brüllte, machten sie nicht weich. Mich aber hatte diese Kur mürbe gemacht. Die Aerzte nannten das «Beruhigung». Nach mancherlei und nicht allzuschlimmen Abenteuern auf verschiedenen Abteilungen und bei verschiedenen Pflegern ging auch diese Anstaltszeit zu Ende.

Der gestrenge Bezirksamtmann von Muri

Wiederum kam mein Fürsorger. Man zählte Mitte Juni 1937. Diesmal ging die Fahrt nach Süden. Ich fürchtete schon, daß das Ziel meine vielgeliebte Heimatgemeinde sei. Aber das Fürsorgeauto nahm Kurs auf das obere Freiamt zu. Wir landeten in Waldhäusern bei einem neuen Meister. Das sollte nun wieder mein neuer Meister sein. Er besaß ein großes Bauerngut und eine noch viel größere Gemüseplantage. Von morgens fünf Uhr bis abends zehn Uhr, bei großem Gemüseanfall sogar bis gegen Mitternacht, arbeiteten wir Gemüsesklaven. Bei großer Sommerhitze pfligten und ernteten wir Gemüse, und während der kühlen Nacht rüsteten wir dasselbe zum Abtransport auf den Markt nach Luzern und in eine Konservenfabrik nach Lenzburg. Der Meister gab uns ungenügende Nahrung, hingegen ließ er uns gerne frühmorgens nüchtern Schnaps ausschenken. Die oft achtzehnstündige harte Arbeit, dazu das ungenügende Essen, zehrten meine Kräfte auf. Bei einem Kontrollbesuch des Fürsorgers beklagte ich mich über das Hundeleben, doch kam ich bei demselben

schlecht an: «Wenn du jetzt nicht da bleibst, tue ich dich ins Zuchthaus nach Lenzburg. Du willst nur nicht schaffen und hast keine Bleibe.» Später rebellierte ich neuerdings. Da lud mich der Fürsorger in sein Auto und führte mich auf das Amtshaus nach Muri. Er orientierte dort den Bezirksamtmann. Dieser strenge Herr brüllte mich entsetzlich an, ich sei ein arbeitsscheues Subjekt. Er nahm ein Protokoll auf, datiert den 28. August 1937, worin er mir die Versorgung in der Strafanstalt Lenzburg androhte, falls ich die nächste Stelle wieder wechseln sollte, ohne das Einverständnis des Fürsorgers eingeholt zu haben. Ein Jahr Lenzburg würde mir blühen! Dann drückte mir der Amtmann einen Federhalter in die Hand und befahl mir barsch «unterschrieb de Fackel». Und weiter ging die Fahrt im Fürsorgerauto, das Freiamt hinab und hinauf in den Jura. Auf dem Kornberg ob Herznach wurde ich ausgeladen. Der Fürsorger orientierte die neuen Meistersleute über die soeben stattgefundene Verwarnung und Androhung eines Jahres Versorgung in Lenzburg bei einem Stellenwechsel. «Halt di guet und heb Gottvertraue!» Mit dieser Ermahnung und einem Traktat verabschiedete sich der Fürsorger. Dann begann ein mir bekannter Alltag: «Früh auf und spät nieder, iß gschwind und spring wieder!» Bei jeder Gelegenheit hielten mir die groben Meistersleute vor, daß mir ja das Zuchthaus blühe, wenn ich mucksen oder nicht parieren wolle. Einige Male erhielt ich auch Schläge. Eines Tages trug ich schwere Heubürden den Jurahang steil hinan. Oft glitt ich aus und erhielt dafür von der Meisterin böse Beschimpfungen. Ich war müde und nervös und antwortete mit gleicher Gehässigkeit. Da kam der Bauer herzu, in der Hand ein Landenwögli, und drohte, mich lahm zu schlagen. Seine Drohungen schien er wahr machen zu wollen. Im Laufschrift verließ ich die Arbeit und stieg ins Tal hinunter. Im Dorf Herznach wollte ich mir auf eigene Faust, ohne Fürsorger, einen Meister suchen.

Ich suche mir selbst einen Meister

Die Dorfleute erzählten mir von einem eigensinnigen Bauern, einem Halbverrückten. Er halte nicht sehr viel von den frommen Leuten, die ihn mieden. Geradewegs zu dem ging ich und fragte ihn um Arbeit. Er empfing mich wohlwollend und fragte gleich, ob ich auch rauche. «Mit Dampf fangen wir an», meinte er gemütlich und stopfte mir eine Pfeife. Und dieser verschriene Mann wurde mein väterlicher und gütiger Meister. Er war ein lebenserfahrener und weltkluger Mensch. Er fragte nicht nach dem, was *ich* den Leuten angetan hätte, sondern forschte nach dem, was die Leute an mir halberwachsenen und wehrlosen Burschen verschuldet hatten. Auf Behörden, Fürsorger und Psychiater hielt er nicht große Stücke. Sie alle zusammen würden nur die Welt verrückt machen, pflegte er zu sagen. In meiner damaligen Lage stimmte ich ihm von Herzen zu. Ich fürchtete auch das baldige Wiedererscheinen des Fürsorgers. Und wirklich, er traf auch bald bei uns ein und verlangte mich heraus. Der Meister beruhigte mich zitterndes Bürschchen, er werde mit dem Besuch schon zurechtkommen. Zuerst hörte er sich den Bericht des Fürsorgers an, aber dann legte er kraftvoll seine Meinung dar. «Der Bub wird hier nicht abgeholt. Man sollte Sie einmal mit einem Landenwögli abschlagen. Der Bursche schafft nur zu viel, es ist nicht wahr, daß er arbeitsscheu ist. Bis dahin hat der Bub überhaupt noch nie Liebe und Güte erfahren. Mit Euren Herren werde ich dann schon noch fertig werden.»

Der Meister kaufte mir Kleider und Schuhe und ließ die Rechnungen kaltblütig der Heimatgemeinde zugehen. Für diesen guten Meister, der unter rauher Schale ein goldenes Herz hatte, wäre ich durchs Feuer gegangen. Er war zu arm, um

mir einen Lohn geben zu können, aber er gab mir nebst gutem Essen, Obdach und Tabak etwas Großes: ein Stück Selbstvertrauen und Selbstachtung, kraftvollen Mut zum Leben.

Ich kämpfe um Lohn und Recht

So kam unterdessen der Sommer 1938 heran. Ich wollte nun weiterfahren, auf eigenen Füßen zu stehen, als ein beinahe Zwanzigjähriger. Vor allem mußte ich mich nach diesem wohltuenden und aufrichtigen Arbeitsjahr in Herznach nach einer Lohnarbeit umsehen. Ich übersiedelte gegen den Herbst zu einem Bauern nach Densbüren. Als Monatslohn hatten wir fünfzig Franken vereinbart. Nach Verlauf einiger Monate wollte mir der neue Meister noch immer keinen Lohn geben, obwohl ich diesen bei strenger Arbeit und schlechter Kost reichlich verdient hatte. Da sah ich mich gezwungen, mir mein Recht anderswo zu suchen. Ich begab mich nach Aarau zum Bezirksamtmann Baumann. Er empfing mich freundlich. Einen solchen Burschen wie mich könne er auf seinem Bauerngut in Biberstein gerade brauchen. Als ich zur Amtsstube herausging, war ich Baumanns Knecht. Dieser bezog vom alten Meister meinen Lohn und kaufte mir davon ein billiges Kleid, einen Schirm und ein Paar Schuhe.

*Ich tausche einen schlechten gegen einen noch schlechteren
Meister ein*

In der ersten Zeit ging es recht bei Baumann, aber dann konnte ich ihm nichts mehr recht machen. Er kam oft betrunken nach Hause, und dann behandelte er mich sehr grob. Ein-

mal hielt er mir im Rausch seinen Revolver vor das Gesicht. Im Dorf erzählte man sich schreckliche Sachen von ihm, wie er auf der Wiese betrunken liegen bleibe, und vieles andere mehr.

Im Februar 1939 stellte mir die Meisterin einmal Konservenfleisch auf. Sie zweifelte selbst daran, ob es noch genießbar sei. Auf alle Fälle stellte sie heiße Milch bereit für den Fall, einer Vergiftung! Was tut es, der Knecht frißt alles! In der Tat bekam ich Bauchkrämpfe und mußte ins Kantonsspital eingeliefert werden. Nach drei Tagen konnte ich entlassen werden. Voller Freude meldete ich mich aus dem Spital bei meinem Meister auf dem Bezirksamt Aarau zurück.

Der Aarauer Bezirksamtmann sperrt mich unschuldig ein

Statt Freude über mein Wiedererscheinen zu zeigen, tobte der Bezirksamtmann. Er wolle mich arbeitsscheuen Simulanten lehren, auf der faulen Haut herumzuliegen und sich wegen einem Bobo im Spital pflegen zu lassen! Abmarsch in die Zelle! Bevor ich überhaupt wußte, was mit mir geschah, wurde ich von Polizisten in den Keller hinuntergebracht. Und schwupps! schlug auch schon die Zellentür hinter mir zu. Acht lange Tage und Nächte, vom 27. Februar bis 6. März 1939, saß ich in der Zelle, ohne auch nur das Geringste verbrochen zu haben. Ohne Verhör, ohne Untersuchung, nur weil es dem allmächtigen Amtmann so gefiel. Das war sein Lohn für getreue Arbeit, einen andern bekam ich von ihm nie. In meiner großen Not wandte ich mich in einem Bittbrief aus meiner Zelle an Baumann. Ich versprach ihm, alle meine Kräfte anzuspannen und ihm zu dienen, wenn er mir nur die Freiheit wieder geben würde. Am achten Tag meiner rechtswidrigen Inhaftierung ließ er mich in seine Amtsstube holen

und befahl mir barsch, sofort zu ihm heim an die Arbeit zu gehen.

Einige Tage nach meiner Rückkehr nach Biberstein nahmen der Gemeindeammann und Gemeindeschreiber dieses Dorfes ein Protokoll über die rechtsverletzende und willkürliche Verhaftung, sowie ganz allgemein über die brutale Behandlung mit mir auf. Baumann ahnte dies und stellte mich zur Rede. In aufwallendem Jähzorn beschimpfte er die beiden mir wohlgesinnten Männer, und mir drohte er, er würde mich auch an einer anderen Stelle bald finden. «Bürschchen, dich bekomme ich schon! Du kannst mir nicht entfliehen!» Ich ahnte damals noch nicht, wie lang und mächtig die Arme eines gewissenlosen Amtmannes sein können. Ich sollte es zu meinem Leidwesen bald erfahren.

Der Bezirksamtmann sperrt mich nochmals unschuldig ein

Durch Vermittlung des Gemeindeammanns von Biberstein erhielt ich im Gasthof zum «Bären» in Buchs bei Aarau die Stelle des Hausburschen. Mit der Wirtin vereinbarte ich einen Monatslohn von fünfzig Franken. Von morgens früh bis abends spät arbeitete ich zur Zufriedenheit der Meisterin. Am Ende des zweiten Arbeitsmonates fragte ich sie, ob ich nicht etwas Lohn beziehen könnte. Sie verweigerte dies mit der Begründung, auf Weisung des Aarauer Bezirksamtmanne dürfe sie mir kein Geld geben, und wenn ich mich wehren würde, müßte sie dies sofort an das Bezirksamt melden. Der würde dann schon für das Nötige sorgen! Ich stieg in mein Zimmer hinauf und begann meine Sachen zu packen. Plötzlich klopfte jemand energisch an meine Zimmertür, und laut ertönte der in aller Welt bekannte Polizistenspruch: «Aufmachen, Polizei!» Herein traten zwei Polizisten und hießen mich mitkom-

men. Unterwegs trafen wir den Ortspolizisten an. Ich flehte ihn um Hilfe an. Er tat mir diesen Gefallen. «Der hat niemandem etwas zuleide getan, laßt ihn doch laufen.» Als ich auf der Hauptwache beim Bezirksamt erschien, rief man mir zu: «So, so, das isch de Vogel? Packed us!» Ich mußte die Taschen leeren und mich für die Zelle bereit machen. In diesem Moment stürmte der Bezirksamtmann herein. Er triumpierte mit abscheulichen Worten, daß er mich jetzt endlich erwischt habe. Wenn ich mich verteidigen wollte, hob er mir die Faust vor das Gesicht. Am Ende dieser häßlichen Szene schrie er: «Führed de Halunk ab in d'Zelle!» So kam ich zum zweitenmal im Amtshauskeller in eine Zelle. Wiederum studierte ich mir den Kopf heiß, was ich wohl verbochen haben könnte. Nun fielen mir auch die gelegentlichen Reden von Baumanns Sohn ein, sein Vater habe diesen oder jenen unten in der Zelle persönlich zum Sprechen gebracht, mit Abschlagen und Bearbeiten mit einem Strupper. So wartete ich zwei Tage lang angstvoll unten in der Zelle auf den groben Bezirksamtmann. Er ließ sich aber nicht blicken, sondern bereitete oben in seiner Amtsstube etwas viel Grauenvolleres vor.

Der Bezirksamtmann verschickt mich in die Hölle

Oben in der Amtsstube hatte der Bezirksamtmann bereits einen Einweisungsschein nach Bellechasse für mich bereit. Er hatte diesen von der Vormundschaftsbehörde Remetschwil erwirkt. Baumann mußte wissen, daß ich damals schon längst 20 Jahre alt und infolgedessen automatisch der Bevormundung entwachsen war. Aber trotzdem erwirkte er von dieser Behörde die Zustimmung zu meiner Versenkung nach Bellechasse, obwohl dieselbe über mich gar nichts mehr zu bestimmen hatte. Ich war eigenen Rechtes, ich war weder liederlich

noch arbeitsscheu, sondern wollte nur mein Recht erlangen. Ich glaubte mich in der Schweiz doch rechtssicher, nur nördlich des Rheines waren damals solche Willkürverhaftungen an der Tagesordnung.

So zog sich das Unheil über mir zusammen, Baumann brüllte mich an: «Weisch du, wo Bellechasse isch? Du wirsch es denn scho gseh!» Ein Polizist begleitete mich zum Bezirksarzt, der untersuchen sollte, ob ich «hafterstehungsfähig» sei, wie das so schön heißt. Mein Flehen rührte den Arzt nicht, seine Pflicht war anderer Art. Kurze Zeit nachher begleiteten mich zwei Polizisten auf den Bahnhof. Auf dem Weg durch die Stadt schämte ich mich, wie ein Verbrecher abgeführt zu werden. Ein paar Leute zeigten auf mich und spotteten: «Sie händ wieder eine». Ich hätte allen Leuten auf der Straße zuschreien mögen, daß an mir ein Verbrechen geschehe, daß ich unschuldig sei, daß ich ein Recht auf Freiheit habe wie alle andern Bürger von Aarau. Den beiden Begleitpolizisten versuchte ich dies auch klar zu machen, doch hießen die mich barsch das Maul halten. Als der Zug einfuhr, mußte ich in den Gepäckwagen einsteigen, der Polizist schob mich in die Zelle, schloß zu, stellte sich als Wache im Gepäckwagen auf und fuhr mit bis zur Endstation. Dort wartete bereits das Anstaltsauto aus Bellechasse auf uns. Der Polizist ließ sich meine Ablieferung quittieren. Den Quittungsschein steckte er sorgfältig ein, so wie dies die Metzger mit den Kälberscheinen zu tun pflegen. Ich wurde neben einem Aufseher ins Auto gesetzt. Der Vorhang fiel, ein Lebensabschnitt war zu Ende, ein würdiger Schluß für eine trostlose Jugendzeit. Mein Leben als Erwachsener begann mit einer Hölle.

Die Hölle von Bellechasse

Zellenhaft als Begrüßung

Man zählte den 19. Mai 1939. Draußen blühte die Welt wunderbar. Mir im Gefängnisauto war es weh ums Herz. Ich höre heute noch in der Erinnerung den Kuckuck rufen. Wie beneidete ich ihn um seine Freiheit. Aber unbarmherzig rollten die Räder weiter und brachten mich vor das große Zuchthaus von Bellechasse. Dort wurde ich ausgeladen und sogleich in eine Zelle gestoßen. Man brachte mir die hellgelben Sträflingskleider. Die Zivilkleider wurden mir abgenommen, und dann war ich ein Zuchthäusler. In der Zelle stank es entsetzlich. Acht Tage lang blieb ich darin eingeschlossen. Dann wurde ich dem allmächtigen Herrn Direktor Gret vorgeführt. Sein eingefallenes Gesicht flößte mir Grauen ein. Seine ganze Gestalt hatte etwas Grobes an sich und erregte Furcht. «Was, unschuldig wollen Sie sein? Hier ist keiner unschuldig, jeder, der hier ankommt, ist ein Verbrecher.» Das war seine Begrüßung. Dann ermahnte er mich, fleißig zu arbeiten, je fleißiger ich wäre, umso eher könnte ich entlassen werden. Daß dies eine Heuchelei war, erkannte ich erst später. Stand nicht auch über dem Eingang zu ehemaligen deutschen Konzentrationslagern die Heuchelei: «Arbeit macht frei»?

Empfang im Erlenhof

Ein Aufseher brachte mich in diese Jugendlichen-Kolonie. Mein Begleiter hatte ein Hörnli und einen Revolver umgehängt. Ich fragte ihn naiv, was das zu bedeuten habe. «Du wirst es bald sehen, wenn einer abgeht, wird gehornt und ge-

schossen.» Unterwegs sah ich viele Burschen in der heißen Sonne auf der schwarzen Torferde knien und jäten. Mir fiel auf, wie ein Jugendlicher aus einer Blechkanne Wasser aus-schenkte, für alle war nur ein Blechbecher vorhanden. Ich wurde einer Schar Jugendlicher zugeteilt und mußte sogleich zu jäten beginnen. Zur Mittagszeit brachte ein Fuhrwerk eine Brente, aus welcher ein Eintopfgericht in einen Zuber geschüttet wurde. Dann stellten wir uns in eine Reihe und faßten in eine Gamelle das unappetitliche Essen. Gegen sieben Uhr abends schleppten wir uns dem Erlenhof zu. Diese zwei Kilometer vom Zuchthaus entfernt gelegene Jugendlichen-Kolonie machte mir einen furchtbaren Eindruck. Alles war ungepflegt, die Böden der Korridore und des Eßsaales mit kalten Plättli belegt, große rohe Tische und Bänke standen da. Wiederum gab es Appell, wiederum hieß es in Reih und Glied antreten zum Brotfassen. Jeder wurde namentlich zum Abholen seines einpfündigen Brotlaibes aufgerufen. Wie die Wölfe bissen die Sträflinge in das Brot und würgten es trocken die Kehle hinab. Einige zerlegten den Brotlaib sorgfältig in verschiedene Teile und tauschten dagegen Tabak ein. Ein schwungvoller Handel begann, und die wenigsten konnten vom Brot noch etwas für den andern Morgen sparen. Jeder Sträfling hatte eine unver-schließbare Schublade für sich zur Verfügung, in welcher er die Vorräte und Habseligkeiten verstauen konnte. Regelmäßig wurde aber alles geklaut. Der Hunger machte diejenigen, die keine Diebe waren, zu solchen.

Bald war ich, auch von Mitgefangenen umringt. «Ein Neuer — was hast du angestellt, daß du auch da bist?» Unter Tränen protestiere ich, ich gehöre nicht hierher, ich sei unschuldig. Der mir zunächst Stehende verriet mir ruhig, er habe ein Sexualverbrechen begangen, der andere dort habe ein Haus angezündet. Mir blieb vor Schreck ob all den Erzählungen fast der Herzschlag aus. In was für Gesellschaft war ich geraten! Immer wieder kam die Frage: «Bist du gerichtlich oder ad-

ministrativ hier?» Man erklärte mir den Unterschied. «Aha, nicht gerichtlich, du armer Chaib, dann weißt du nicht, wann du hier herauskommst. Die Administrativen können bis zu fünf Jahren hier hocken, wenn es dem Direktor so paßt. Also hörst du, wenn du herauskommen willst, so heuchle beim Brief, den du einmal im Monat abschicken darfst, lobe diesen Schweinebetrieb hier, dann kommst du am frühesten hier heraus.» Von neuem rannen mir die Tränen die Backen hinab, wieder schüttelte mich ein Weinkrampf: «Ich gehöre nicht da hinein!»

Ein Kamerad bot mir bald darauf eine alte Büchse gegen einen halben Brotlaib an. Wozu diese diene? Die Büchse sei das Wichtigste zum Wasserholen und Fleischbraten. Welche Sorte Fleisch damit gemeint war, sollte ich später erfahren, als mir der Hunger fast die Eingeweide zerriß.

Erst um 10 Uhr durften wir in die Schlafsäle treten. Bis dahin standen wir herum und vertrieben uns die Zeit mit spielen und schwatzen. In meinem Schlafsaal standen dreizehn Betten, Strohsäcke mit schmutzig-grauschwarzen Leintüchern bezogen, darüber zwei schittere Woldecken gebreitet. Man müsse froh sein, wenn die Bett- und Waschtücher alle drei Monate gewechselt würden. In der Tat sahen diese schwarz aus. In der Nacht konnte ich endlich einen gequälten Schlaf finden. In dieser Hölle hatte man nicht einmal den seligen Schlaf des Vergessens.

Wir träumen vom Essen

Am andern Morgen um fünf Uhr ertönte ein schriller Pfiff im Korridor. Alle sprangen ab den Strohsäcken, zogen die Drilchkleider an, schüttelten die Strohsäcke und Woldecken, daß ein entsetzlicher Staub aufgewirbelt wurde. Dazu stank es nach Urin, da mehrere der Zimmerinsassen Bettnä-

ser waren. Die erste Handlung des hereintretenden Aufsehers bestand darin, die Gitter und Fenster zu kontrollieren, ob jemand sie zur Flucht gelockert oder weggerissen habe. Darauf wurde eine ungenießbare Kaffeebrühe ausgeschenkt. Die Kaffeebrühe war dreckig, ich entdeckte sogleich Maisresten darin. Die meisten schütteten diese Brühe in der Gamelle aus und tranken Wasser. Mich erfaßte ein Ekel. Wer vom Vorabend her noch etwas Brot hatte, verschlang es. Die andern traten den Weg zur Arbeit eben nüchtern an. Das Eintopfgericht vom Mittag war ungenügend, unsauber, geradezu ekelhaft. Es gab viele schwarze und angefaulte Kartoffeln, dann Rüben und Kohl. Später gab es holzige Bohnen. Wir hatten nur immer Abfall-Gemüse, da das schöne verkauft wurde. Das Schweinefutter genügte für uns Schweine doch schon! Wir freuten uns jeweils Tage voraus auf das ein Mal pro Woche verteilte Stücklein Fleisch oder die paar Cervelaträdli. In den dreizehn Monaten Aufenthalt in Bellechasse sah ich nie Käse, Butter, Milch, Konfitüre, Teigwaren oder Reis. Nichts als faules Eintopfgericht oder eklige Suppe, «Schnalle» genannt. Nur der unheimliche Hunger trieb uns, diese Sautränke zu genießen. Mit der Zeit lernte ich rauchen, in gierigen Zügen, um das Hungergefühl zu dämpfen. Ein Mal im Monat wurde Tabak «Garribaldi» verteilt. Mit großem Geschick drehten wir Zigaretten. Immer war unsere Hauptsorge die, den kostbaren Tabak sparsam einzuteilen. Hunger ist uns ein Begriff geworden. Alles drehte sich darum. Nachts sahen wir im Traum die schönsten Sachen zum Essen, wenn uns aber die schrille Pfeife des Aufsehers am Morgen weckte, verflog alles wie ein Spuk.

Die Mäusebraten

Hunger ist etwas Schreckliches. Er bohrt und wühlt in den Eingeweiden und verursacht ein eigenartiges Kopfweh. Man

fühlt sich zuerst benommen, ein Druck legt sich wie ein Ring um den Kopf, die Augen beginnen zu schmerzen, und dann setzt ein stunden- oder tagelanges starkes Kopfweh ein. Dagegen kann man nur mit Rauchen ankämpfen, mit Zigaretten aus Zeitungspapier gedreht. Bei unserer Hungerkur wurden unsere Körper immer ausgemergelter. Zudem waren wir schutzlos der ausdörrenden Sonne, dem trostlosen Regen, dem Schneegestöber und dem beißenden Eisnadeltreiben ausgesetzt. Ueber das flache Seeland wehte eine wahnsinnige Bise den ganzen Winter über. Das alles bewirkte, daß jeder von unserer Kolonie innert wenigen Monaten zu einem Nervenbündel wurde. Wir besaßen nicht mehr die nötige Selbstbeherrschung, um ein auch nur einigermaßen kameradschaftliches Zusammenleben zu gestalten, sondern wir fuhren wegen Kleinigkeiten wie Tiere aufeinander los. Die Aufseher schritten bei solchen Schlägereien nicht ein, sondern förderten die Uneinigkeit. Der Hunger, dazu das Gefühl völliger Verlassenheit, machte uns zeitweise halb wahnsinnig. Etwas vom Schlimmsten, wozu uns der Hunger trieb, will ich hier darstellen. Ich schicke voraus, daß diese unglaublich klingende Geschichte absolut wahr ist. Oft kam der Feldmauser auf seinen Gängen bei uns vorbei. Wir waren seine besten Kunden. Gegen etwas Tabak tauschten wir ein paar Maulwürfe oder Feldmäuse ein. Im Erlenhof häuteten wir die Tiere aus. Wir stellten drei Feueranzünder nebeneinander und versuchten, darüber das Tierfleisch zu braten. Die glücklichen Besitzer einer Konservendose, zu denen ich ja seit dem ersten Tag gehörte, konnten sich ihren Braten auf dem heißen Blech zubereiten. Natürlich war eine solche Brateinrichtung zu primitiv, um das Fleisch gar zu machen. So aßen wir eben, vom Hunger getrieben, regelmäßig halbbrohes Tierfleisch. Doch nicht genug an dieser Scheußlichkeit des Mäusebratens, die früher bei Belagerung von Städten sinnvoll gewesen sein mag — ich sah öfters einige der Kameraden lebende Regenwürmer verschlingen. Der Hun-

ger trieb sie zu solchen Verirrungen. Mich schüttelt heute noch bei der bloßen Erinnerung daran der Ekel. Erinnern solche Szenen nicht an Konzentrationslager? Schuld an solchen Zuständen trifft Direktor Gret und seine freiburgische Aufsichtsbehörde.

Neun Jahre später wurde diese Schande sogar veröffentlicht, allerdings in einem andern Sinn. Der 1933 zum Anstaltsarzt gewählte Dr. Marchand aus Murten hielt 1946 im Rahmen eines schweizerischen Fortbildungskurses für Gefängnispersonal einen Vortrag über den Sanitätsdienst und die Krankenpflege in einer Strafanstalt. Dieser Vortrag erschien 1949 gedruckt. Dr. Marchand schildert die Verhältnisse von Bellechasse. An dieser Schilderung des gesundheitlich sehr schlechten Menschenmaterials in Bellechasse interessieren hier vor allem diejenigen Stellen über die Magen-Darmerkrankungen. «Ein ziemlich häufiges Beispiel: Der Wärter sagt mir, daß es sich um einen Vielfraß (glouton) handelt, daß er den ganzen Tag hindurch esse, was er antreffe und daß man ihn sogar im Stall habe eine Ratte verschlingen sehen.» Noch deutlicher wird diese Scheußlichkeit hier beschrieben: «Hinzu kommt noch die Neigung vieler unserer Patienten, sich den Bauch zu füllen, das heißt, ein offensichtlicher Hang zur Vielfresserei. Dieser Hang nimmt krankhafte Formen an, wenn das Subjekt Abfälle oder sogar Tiere, die es während der Feldarbeit findet, zu essen beginnt, es seien Erdwürmer, Schnecken mit und ohne Häuschen, Frösche, Mäuse, Ratten und Schlangen. Viele machen sich grausiges Essen daraus, was oft von unseren Wärtern konstatiert worden ist. Und doch ist es nicht der Hunger, der diese Leute zu solch abstoßenden Handlungen treibt, sondern eher ein krankhafter psychischer Zustand.»

In diesem letzten Punkt irrt sich Dr. Marchand. Es war der Hunger, der uns zu diesem Grausigen trieb. Es wäre vielmehr Pflicht des Arztes gewesen, diese Verirrungen genau zu

untersuchen und den Gefangenen menschenwürdiges Essen zu verschaffen.

Wenn nur der Hitler käme!

Nachts, wenn wir uns unruhig hin und her wälzten, verfolgten uns wilde Racheträume. Im Traum öffneten sich die Bellechasser Tore. Träume und Gedanken sind frei. Ich habe an mir die bittere Wahrheit des schönen Liedes «Die Gedanken sind frei» erleben müssen. Vor dem Schlafengehen putschten wir uns gegenseitig auf mit der Ausmalung furchtbarer Racheszenen. Da hatte jeder seine Peiniger und Feinde gerädert, gevierteilt, mit glühenden Zangen gezwickt. Die Bonzen, Richter, Vormünder und Lehrmeister starben tausendfachen Tod. Wir zogen ihnen in Gedanken die Haut bei lebendigem Leibe über die Ohren. Es ist unmöglich, die grauenhaften Gedanken und Ausdrücke, die wir hilflose Sträflinge ersannen, hier niederzuschreiben.

Ein ewig wiederkehrendes Thema waren Hitler's Eroberungsfeldzüge. Wir zählten ja damals gerade das Jahr 1940. Wenn wir zufällig wieder davon hörten, wie die Nazi neue Länder überfallen hatten, jubelten wir laut. Wann kommt wohl die Schweiz an die Reihe? Hoffentlich bald, das war unser heißer Wunsch. Wir hätten die Schweiz um ein Fünfrappenstück verkauft und an die Eroberer ausgeliefert.

An manchen Tagen, wenn ich in der heißen Sonne die Nerven verlor, schrie ich meinen antreibenden Aufsehern ins Gesicht, ich wünschte bloß, daß uns der Hitler bald befreien käme. Die Aufseher hatten solche Wünsche wohl schon tausendmal gehört. Sie gaben uns zur Antwort, daß man uns aber vorher alle abschießen würde. «Ich will lieber sterben als ein solches Sauleben weiterführen!» Doch mein Aufschrei rührte die Aufseher nicht im geringsten.

Der Sündenpfuhl

Mit meinem Aufschrei «Sauleben» meinte ich nicht nur Hunger, Hitze, Kälte, Entbehrungen und Drangsal, sondern auch die wahnsinnigen sexuellen Ausschreitungen von mehr als der Hälfte der Sträflinge. Abends bis 10 Uhr war im Waschraum, in welchem zehn Mann Platz hatten, ein eifriges Kommen und Gehen. Die einen wuschen sich, und daneben standen kleine Grüpplein, die sich in aller Offenheit Ausschweifungen hingaben. Die einen verkauften sich aus Hunger um ein Viertel Brot. Diese Jugendlichen-Kolonie war, und ist es vielleicht noch heute, eine Pflanzstätte der Homosexualität. Hunger und Verlassensein lösten alle Hemmungen und verdarben die meisten meiner Kameraden. Entsprechend dieser Schamlosigkeit waren auch die Gespräche. Es ist unmöglich, sie hier auch nur annähernd wiederzugeben.

Die Moorsoldaten

In den Dreißigerjahren hatte Wolfgang Langhoffs Schilderung der nazistischen Konzentrationslager alle Gutgesinnten erschüttert und aufgerüttelt. Aber wußten sie nicht, daß mitten in der Schweiz ähnlich Brutales und Unmenschliches vor sich ging? Wir schufteten und krampften. In der Hitze jäteten wir, im Herbst holten wir aus den wassergefüllten Furchen die letzten Kartoffeln heraus. Im Spätherbst putzten wir in Nebel und Regen die Feldrüben, im Winter trugen wir in Tragbahren Erde herum und pickelten die gefrorene Erde auf. Im Frühjahr standen wir wie im Herbst bis zu den Knien im Wasser. Nie hatten wir einen Regen- oder Wärmemantel, son-

dern standen in unseren Drilchkleidern schutzlos ausgeliefert da. Eine solche Behandlung sollte noch Erziehung zur Arbeit bedeuten oder etwas mit dem schönen Begriff «Arbeit» zu tun haben? Eine Verlästerung war es, ein frevles Spiel an jungen Menschen. Wir hatten nie Unterkleider oder Handschuhe bekommen. Nur einmal ließ uns die Heilsarmee Pulswärmer verteilen. Zum Glück hatte ich im Herbst gegen zehn ganze Brotlaibe einen Pullover eingehandelt. Vielleicht hatte mich diese Wolle vor einem dauernden Bresten bewahrt. Und trotzdem piff mir die kalte Bise im Winter durch alle Knochen.

Wenn wir uns die blaugefrorenen Hände um die Schultern schlugen und vor Kälte wild herumtrampelten, trieben uns die Aufseher mit Flüchen zur Arbeit an. Ich mag noch heute einzelne französische Worte wie «allez, travail, départ, toujours travailler!» gar nicht mehr hören. Wir hatten sie tausendmal von gut genährten, gut angezogenen groben Antreibern gehört. Nicht selten kam es vor, daß einer von uns vor Schwäche und Uebelkeit zu Boden fiel. Dann trat einer der Aufseher hinzu und schleppte den Hingefallenen nebenaus, versetzte ihm einen Fußtritt und ließ ihn liegen. Meist wurde der Bedauernswerte noch beschimpft: «Es macht nichts, wenn du kaputt gehst, es kommen immer wieder andere!»

Unvergeßlich ist mir eine schreckliche Szene geblieben. Wir Sträflinge luden bei großer Kälte Rüben von einem Wagen. Wir wußten uns der Kälte kaum mehr zu erwehren. Die warmgekleideten Aufseher schrien uns zu, wir sollten arbeiten, statt immer die Hände herumzuschlenkern. Da verlor ein Oesterreicher, ein Flüchtling, die Nerven und brüllte los: «Ihr seid Schweinehunde, so etwas macht nicht einmal Hitler. Schweine seid ihr alle, Schweine . . .». Ein Aufseher eilte auf ihn zu. Bevor er den Schimpfenden jedoch anrühren konnte, schlug ihm der Oesterreicher die geballte Faust ins Gesicht. Im gleichen Augenblick war er in der nebligen Dämmerung verschwunden. Mit ihm flüchtete ein Deutscher, ebenfalls ein

Flüchtling. Und dann setzte etwas Unvergeßliches ein: Der Geschlagene nahm sein Horn und blies Alarm. Von allen Seiten antworteten andere Hörner. Gespenstisch tönte dies aus der trostlos-düsteren Landschaft heraus. Dann hörten wir von allen Seiten Schüsse fallen und wieder lag Totenstille über dem Land. Die Menschenjagd war zu Ende. Wir vernahmen nie, was aus den beiden Flüchtlingen geworden ist. Nach solchen Szenen marschierten wir abends doppelt gedrückt, wie die Moorsoldaten in Langhoffs Roman, in den Erlenhof zurück. Noch lange dachten wir an die beiden Ausländer. Welchen Eindruck müssen sie von der Schweiz bekommen haben? Es war uns allen bekannt, wie locker die Revolver der Wärter saßen, wie rasch geschossen wurde. Eine menschliche Leitung der Bellechasser Anstalten hätte Flüchtlinge aber mit andern Mitteln wieder einbringen können, für das besteht die Einrichtung der Fahndung, der Polizeifunk und anderes mehr. Wer denkt da nicht an die bösen Worte: «Auf der Flucht erschossen»?

Fast täglich wurde von den Aufsehern für geringfügige Sachen geschlagen. Das Uebliche waren Faustschläge in die Rippen. Daneben teilten sie auch reichlich Ohrfeigen und Schuhtritte aus. Statt uns gelegentlich durch eigenes Handanlegen zur Arbeit zu ermuntern, standen sie faul herum, preßten aber aus uns Jugendlichen maximale Leistungen heraus. Einer meiner Mitgefangenen namens Nobel wurde einmal von ihnen unten im Keller so furchtbar geschlagen, daß er längere Zeit wie halbtot herumwankte. Mich wollten die Aufseher auch einmal «dran bringen». Eines Tages wurde ich ins Büro des Oberaufsehers bestellt. Nichts Gutes ahnend sah ich dort bereits zwei brutale Aufseher, die einen Schlagriemen bereit hielten, um mich zu züchtigen. Man habe unter meinem Strohsack einen Dolch gefunden, was ich damit habe anstellen wollen? Ich verwahrte mich aufs äußerste gegen eine solche Unterschiebung: Ich hätte nichts mit diesem Mordinstru-

ment zu schaffen gehabt, ich sähe schon, daß dies eine gestellte Falle sei! Es solle mich niemand anrühren! Wirklich kam es dann angesichts meiner verzweifelt-energischen Haltung nicht zur geplanten Abstrafung. Sie werden wohl bald ein anderes Opfer vorgenommen haben, um ihr Mütchen zu kühlen, diese Sadisten.

Direktor Gret fand es nicht für nötig, uns Sträflingen im Erlenhof eine warme Stätte zu bereiten. Während des ganzen Winters 1939/40 wurde dort nie geheizt. Die Fenster waren schneeweiß vor Frost. An den Wänden schimmerten vor Kälte die Backsteine durch. Unsere nassen Kleider konnten wir abends nirgends trocknen. Wir legten sie über unsere Wolldecken und versuchten, sie durch unsere Körperwärme etwas zu trocknen. Wie graute es uns allen, frühmorgens in diese nasen Lumpen zu steigen. Mit Flüchen zogen wir sie morgens an und abends aus. Flüche erfüllten unsern ganzen Tag.

Aber nicht nur wir Sträflinge wurden brutalisiert, nein, die Antreiber hatten nicht einmal mehr ein Herz für die wehrlosen Tiere. Schwer keuchten die Gespanne durch die schwarze Erde. Einmal konnte ich diese Quälerei nicht mehr mitansehen und schrie, ob denn kein Tierschutzverein da wäre, sie sollten mit Schlägen aufhören. Die Schinder drohten mir mit den Peitschenstielen: «Das geht dich einen Dreck an, der Staat hat genug Rosse, paß auf, sonst passiert dir etwas!»

Ich schwieg und dachte an jenes Pferd, das einmal so geschunden wurde, daß es auf unserem Felde, vor unseren Augen, abgetan werden mußte.

Ich bin unschuldig! Ab ins Cachot!

An einem kalten Dezembertag erblickten wir ein Auto, das sich über die Feldwege auf unsere Arbeitsgruppe zu bewegte. Die Aufseher nahmen Achtungstellung ein: Der Herr Direk-

tor entstieg dem Wagen. Wie ich ihn sah, faßte ich blitzschnell einen Entschluß. Ich rannte auf ihn zu und fiel vor ihm auf die Knie. «Herr Direktor, ich bin unschuldig hier!» Seine brutale Antwort traf mich wie ein Keulenschlag: «Sie haben hier nicht von der Arbeit wegzulaufen. Ich will Ihnen solche Gedanken schon aus dem Kopf treiben. Fort mit dem Mann, ab ins Cachot!» Zwei Aufseher führten Grets Befehl aus und sperrten mich in das berüchtigte Cachot. Wörtlich übersetzt heißt dieses Wort «Kerker». Das Cachot im Erlenhof ist eine kleine Zelle unten im Keller. Es ist ein enges, kurzes und dunkles Loch. Ganz oben, nahe der Decke, ist eine kleine Ventilationsöffnung angebracht, sonst kein Fenster. Vor dem Betreten dieses Strafraumes mußte ich mich bis auf das Hemd ausziehen. Ich bekam eine Wolldecke und eine Gamelle in dieses Loch geworfen. Die Wände starteten vor weißem Frost. Sechs endlos lange Tage und Nächte mußte ich in dieser Eishöhle ausharren, nur mit einem Hemd bekleidet. Ich konnte mich auf der Wolldecke nicht einmal ganz ausstrecken. Die Nächte verbrachte ich schlaflos. Einmal in vierundzwanzig Stunden bekam ich eine halbe Gamelle Suppe zu essen, sonst nichts. Die Eingeweide schmerzten mich vor Hunger. Ich wurde von Tag zu Tag schwächer. Am sechsten Tag wurde ich nach oben befohlen. Ich wankte halblebendig aus der Zelle. Sogleich wurde ich ratzekahl geschoren. Darauf bekam ich einen Pickel in die Hand gedrückt und mußte meinem Arbeitsplatz zuwanken. Nach ein paar schwachen Versuchen, die harte Erde aufzupickeln, brach ich zusammen. Wie ich auf meinen Strohsack zurückgebracht wurde, weiß ich nicht.

Fieberkrank ohne Arzt und Medikamente

Am andern Morgen weckte mich wie gewohnt der schrille Pfiff des Aufsehers. Ich fühlte mich sterbensschwach. Ein paar

mitleidige Kameraden opferteten etwas Brot für mich. Der Oberaufseher trat herein und befahl mir aufzustehen, andernfalls würde ich wieder ins Cachot geworfen. Unter dieser Drohung schleppte ich mich auf den Arbeitsplatz. Zähneklappernd und am ganzen Körper zitternd, wollte ich zu pickeln versuchen. Mein Leib wurde vom Fieber durchglüht. Es wurde mir schwarz vor den Augen, und ich brach, wie am Vortag, bewußtlos zusammen. Als ich aufwachte, fand ich mich allein im Schlafsaal auf meinem Strohsack liegen.

Während drei Wochen wurde ich auf meinem Strohsack vom Fieber ausgeglüht und geschüttelt. Als das Fieber nicht zurückging und ich zeitweise delirierte, bekam ich zehn Tabletten Aspirin. Nie kam ein Arzt, auch keine Krankenschwester und kein Sanitäter. Zeitweise kam es vor, daß ich sogar bei der Essenverteilung vergessen wurde. Ich hätte während diesen drei Wochen im ungeheizten Schlafsaal ruhig sterben können, dies wäre vermutlich kaum bemerkt worden. Ich fühlte mich total abgeschrieben. Eine tiefere Verlassenheit kann man sich kaum vorstellen. Mein Lebenswille näherte sich bedenklich dem Nullpunkt. Nur ein einziger Gedanke hielt mich etwas aufrecht: Wenn ich hier herauskomme, will ich aller Welt zuschreien, was in Bellechasse an den Menschen verbrochen wird! Ich überstand diese körperliche und seelische Krise und erfuhr dabei, daß der Mensch mehr aushält, als man normalerweise annimmt.

Nach drei Wochen stand ich wieder, wenn auch auf zitterigen Füßen, in Reih und Glied draußen in der Kälte.

Der fromme Herr Direktor

Geistige Anregungen bot man uns in der Jugendlichen-Kolonie Erlenhof nie. Wir vegetierten wie die Tiere. Aber auf

eines war der Herr Direktor scharf: Wehe, wer am Sonntag nicht zur Kirche ging! Revolverbewehrte Aufseher begleiteten uns dorthin. Wer sich weigerte, den Gottesdienst zu besuchen, riskierte Fußtritte. Man drohte uns: «Wenn du nit Kirche goh, du no lang do blibe!» Gret selbst sah ich jeden Sonntag zuvorderst in der Anstaltskirche knien. Uns Sträflinge kam die helle Wut an, wenn wir diesen Peiniger dort sahen. An der großen Fronleichnamsprozession sah ich ihn gerade neben dem Geistlichen mit demütig gesenktem Kopf einhergehen. Wir arme Teufel fragten uns, weshalb der Geistliche ihn in seiner Nähe duldet. Der Pfarrer mußte unbedingt Kenntnis von dem in Grets Reich herrschenden Geist der Brutalität haben. Solche und viele andere Gedanken beschäftigten uns während des Gottesdienstes, unfromme Gedanken, aber auch Fragen nach der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit. Ungezählte Male ist in der Anstaltskirche der fromme Herr Direktor in die unterste Hölle verwünscht worden. Es gab uns viel zu denken, warum sich der Geistliche nicht für uns Gepeinigte einsetzte. Warum sah man ihn fast nie bei uns? Warum wurde er nicht von seinem christlichen Gewissen getrieben, uns ein menschenwürdiges Leben zu verschaffen, uns einen Arzt, Medikamente, Regenmäntel, Handschuhe, Unterkleider und Wintermäntel zu schicken? Warum bewog er den Direktor nicht dazu, unsere vielen Gesuche um eine Unterredung zu bewilligen? Warum bemühte er sich nicht, uns Verlassene in Kontakt mit irgend einer Seele draußen in der geordneten Welt zu bringen, da doch so viele von uns nie Besuche, Pakete oder Briefe erhielten und die Direktion unsere wahren Briefe nicht abschickte, sondern nur die heuchlerischen die Zensur passieren ließ? Dieser Geistliche vollbrachte an uns keine christliche Taten, er hat in unsern Augen vollständig versagt.

In den dreizehn Monaten meines Bellechasser Aufenthaltes sah ich den Pater nur zwei Mal bei uns, und dabei spielte er

noch die traurige Rolle eines Zuträgers und Spions. Es war uns bekannt, daß man ihm die Wahrheit nicht anvertrauen durfte, ohne nachher dafür büßen zu müssen. Wir gewannen die Ueberzeugung, daß er mit Direktor Gret unter einer Decke steckte. Am Tage nach seinem ersten Besuch bei uns verschwand einer von uns im Cachot. Als dieser Bestrafte wieder zu uns zurückkehrte, fluchte er gräßlich über den Pater. Dieser Heuchler habe ihn bei Gret denunziert. Er warnte uns davor, die Wahrheit zu sagen und um Beseitigung der unmenschlichen Zustände zu bitten. Der Name dieses tapferen Jugendlichen, der sich für alle wehrte, ist Alfred Albisetti, ein leidenschaftlicher Tessiner. Er arbeitete sehr viel und kam doch nie heraus. Nach meiner Entlassung las ich einmal, Albisetti sei in Bellechasse erschossen worden, ein Aufseher habe in Notwehr gehandelt. Wie konnte ein schwacher Gefangener einen schwerbewaffneten Aufseher lebensgefährlich bedrohen? Hätte damals der Pater Verständnis für Albisettis Klagen gezeigt und wäre für Abhilfe der Mißstände eingetreten, dann hätte dieser tapfere junge Tessiner nicht bis zu einem solchen blutigen Ende für das Recht kämpfen müssen. Ich war auf alle Fälle gewarnt, als ich zum Pater gerufen wurde. Ich mußte ihm meinen Namen nennen, von den Umständen erzählen, die mich hieher geführt haben sollten und wurde von ihm über vielerlei gefragt. Der Pater machte von allem Notizen. Ich hatte mir eine wirkliche Seelsorge anders vorgestellt. Aber war denn unter Grets Regime überhaupt etwas Besseres, Anständigeres zu erwarten?

Auf Nimmerwiederssehen Bellechasse

Am Ende meines dreizehnten Monats in Bellechasse wurde ich unvermittelt zum Direktor gerufen. Ich könne jetzt

Confiance haben, teilte er mit. Das bedeutete, daß ich ohne Bewachung arbeiten konnte und nicht an den täglichen fünf Appellen teilzunehmen gezwungen war. Zwei Tage später rief mir ein Aufseher: «Haslimeier, chönnet abfahre. Halt di guet, daß d'nümme do hi chunsch.» Ich tat einen Freudensprung, entgegnete jedoch voller Verbitterung, ich hätte eigentlich nie da hinein gehört. Bald darauf wurde ich in ein Bad gesteckt und erhielt die Zivilkleider zurück. Dann nahm ein Aufseher eine strenge Leibesvisitation bei mir vor. Er guckte sogar unter die Zunge, ob ich dort etwa einen Zettel mit einer Mitteilung oder Adresse aus Bellechasse herausschmuggeln wollte. Der Herr Direktor scheint allen Grund zu Mißtrauen zu haben, dachte ich mir. Dann begleitete man mich zum Bahnhof und löste mir ein Billet einfacher Fahrt nach Remetschwil. Wie vor 13 Monaten rollte der Zug, doch tönnte diesmal das Rattern der Räder freudig. Aber ich war nicht restlos glücklich — was würde in der Heimatgemeinde wohl auf mich warten? Sollte das schwere Leben wieder weitergehen?

Der Kampf um das Recht

«Seht, was Ihr aus ihm gemacht habt»

Zum dritten Male hielt ich meinen Einzug in der Heimatgemeinde. Die ersten zwei Aufenthalte hatten mir viel Tränen, Arbeit und übermäßige Züchtigungen gebracht. Nun war ich entschlossen, mich nötigenfalls zu wehren. Der Gemeindeammann brachte mich zu einem früheren Peiniger. Dieser begann mich Zuchthäusler in der altgewohnten Art zu drangsaliern und zu schlagen. Da beehrte ich beim Gemeindeammann auf, und dieser brachte mich daraufhin zum Alt-Ammann. Dort wurde ich nett behandelt und erhielt den üblichen Lohn. Aber das viele Schwere, das in den letzten Jahren auf mich eingestürzt war, ganz besonders die Erlebnisse in Bellechasse, lastete zu drückend auf mir, als daß es ohne Katastrophe hätte abgehen können. Nacht für Nacht stiegen in wilden Träumen all die unzähligen häßlichen Szenen herauf. Nach zwei Monaten überfiel mich ein Nervenzusammenbruch. Meine Meistersleute umstanden mich ratlos, als es meinen Körper schüttelte und umherwarf wie im stärksten Schüttelfrost. Der Alt-Ammann lud dann alle Gemeinderäte ein, sich einmal anzusehen, was sie aus mir gemacht hätten. Aber nur einer hatte den Mut zu kommen. «Seht, was Ihr aus ihm gemacht habt!» hielt mein Meister dem Mitschuldigen vor. Im Spital in Baden durfte ich mich einen Monat lang erholen. Dort habe ich eine schöne Zeit verbracht.

Bei meiner Entlassung aus dem Spital weigerte ich mich, wieder nach Remetschwil zurückzukehren. Mich zog es in jene Gegend, in der ich hatte ein Mensch sein dürfen, nach Herznach im Fricktal. Dort warteten Freunde auf mich. Ich bekam Arbeit in den Eisenerzgruben Herznach. In der freundlichen Familie Riner in Ueken fand ich ein Heim. Während drei Jahren arbeitete ich als Bergarbeiter unter Tag in den Erzstollen. Dann suchte ich mir Arbeit auf einigen Baustellen. Für Kohlenfirmen buckelte ich schwere Säcke, trug Mineralwasserkisten und diente in Hotels. Sehr gut gefiel mir die Arbeit in großen Schwermetallfabriken, besonders bei BBC in Baden und in der Maschinenfabrik Bühle in Oerlikon. So vergingen die Jahre mit eifriger Arbeit. Nichts war mir zu schmutzig oder zu schwer, überall legte ich Hand an. Ehrlich verdiente ich meinen Unterhalt und fiel niemandem zur Last.

So rückte das Jahr 1949 heran, welches wieder einen bedeutenden Einschnitt in mein Leben brachte. Welcher Art dieser war, werde ich weiter unten berichten. Ob ich aber in all diesen Jahren glücklich war? Nicht oft, denn in mir brannte eine Wunde wie Feuer: Ich verlangte nach Sühne des an mir verübten Unrechts. Doch wer glaubt einem «Ehemaligen», einem früheren Sträfling, einem «Entlassenen»?

Ich mache mir über einiges Gedanken

In der Verlorenheit von Bellechasse durfte ich die Entdeckung machen, welch wunderbare Gabe uns Menschen mit dem Nachdenken gegeben ist. Tagelang hatte ich damals Probleme durchstudiert. Vor allem dachte ich tief über meine armselige Vergangenheit nach, über all das, was mit mir vor-

genommen worden war. Ist diese Frau, die mich zur Welt gebracht hatte, nicht eine Rabenmutter? Haben die heimatischen Behörden und der Vormund ihre Pflicht an mir nicht sehr schlecht erfüllt? Warum verschob mich der Fürsorger wie ein Stück Holz, statt mich als Mensch auch einmal ernst zu nehmen? Warum stand für ihn immer zum vorneherein fest, ich sei ein arbeitsscheuer, lügenhafter, frecher Kerl? Wie steht es um einen Staat, der einen solchen sträflichen Beamten wie den Aarauer Bezirksammann Baumann amtieren läßt?

Jahrelang setzte ich mich in Gedanken vor allem mit den beiden Letzterwähnten, dem Fürsorger und dem Amtmann, auseinander. Welch ein schöner Beruf könnte derjenige des Fürsorgers sein, dachte ich immer, aber er verlangt viel Einfühlungsgabe. Er müßte auf den Anderen hören können, ihn auch gelten lassen. Auch sollte er sehr kritisch sein und sich von schlechten Meistersleuten nicht täuschen lassen. Mein Fürsorger hatte mir nichts als schlechte Plätze ausgesucht, sicherlich ohne Absicht. Aber da liegt seine Mitschuld: Er hatte seine vorgefaßte Meinung, und die mußte auch richtig sein. Welch schauerliche Behandlung habe ich wegen seiner Wahl von schlechten Plätzen erdulden müssen, welche Antreiberei mit gräßlichen Flüchen. Was nützte es da, wenn der Fürsorger mir jeweilen beim Abschied seinen guten christlichen Rat erteilen wollte: «Also halt di guet und heb Gottvertraue!» — wenn er einen an einen Platz steckte, wo nichts als geflucht wurde und jedes zweite Wort «Gottverdammig» war? Wo soll da Gottvertrauen wachsen, wo man mit Morgenschnaps, Flüchen und dem Landenwögli gesegnet wird? Darüber hinweg hilft auch kein Traktat, das man einem beim Abschied überreicht. Ich wurde auch nie gefragt, welche Arbeit mir zusagen würde. Ich hätte immer gerne etwas mit Maschinen zu tun gehabt, statt dessen mußte ich mich mit dem Vieh beschäftigen. Mein Fürsorger war auch zu viel beschäftigt. Er war in einer Person der Diener von drei Institutionen: Einem

Hilfsverein für arme Geisteskranke, der aargauischen Trinkerfürsorge und dem Verein für Schutzaufsicht und Entlassenenfürsorge. Wenn er einen daherbrachte, wußte man ja nie, ob es sich um einen arbeitsfähigen Geisteskranken, einen Trinker, einen Schutzaufsichtsfall oder einen Entlassenen handelte. Die Gefahr bestand dann, daß der so dahergebrachte Schützling, bei der Vermischung der genannten Kategorien, zum vorneherein nicht fein behandelt wurde. Es gibt in gewissen Gegenden Landwirte, die Jahr für Jahr Straffentlassene von dieser Fürsorgestelle beziehen — was ist da schon für ein Unterschied, ob da einmal einer aus Königsfelden daruntergerutscht? Und gerade diese ehemaligen Patienten aus Königsfelden, zu denen ich ja gereiht wurde, hätten eine liebevolle Behandlung nötig gehabt, und man hätte auch ihre Arbeitskraft nicht derart ausbeuten dürfen, wie mir dies passiert ist. Dem Fürsorger sind Menschen anvertraut, ein kostbares Gut, das größte Sorgfalt verdient. Aber die Verantwortung für den einzelnen Fall trägt nicht nur der Fürsorger allein, sondern auch die Vorgesetzten, Vorstandsmitglieder der Vereine und im weitesten Sinne alle Mitglieder derselben sind mitverantwortlich.

Lange mußte ich mich in Gedanken mit dem Aarauer Bezirksammann auseinandersetzen. Er ist ein Beispiel dafür, wie ein Unfähiger an einen Posten gesetzt wird, dem er nicht gewachsen ist. Baumann wurde zeitlebens immer weiter hinaufgestoßen. Als ausgezeichnete Kranzturner erhielt er die nötige Parteiprotektion. 1903 begann er seine Karriere als Staatsweibel. Schon im darauffolgenden Jahr bekam er eine Kanzlistenstelle auf einer aargauischen Direktion. Im Jahre 1915 wurde er zum Finanzkontrolleur gewählt. Es war ihm vermutlich bei einem so hohen Lupf selbst nicht ganz wohl, denn zwei Jahre später trat er von diesem verantwortungsreichen Posten zurück. An seinem früheren Kanzlistenposten fühlte er sich wohler. Ein neuer Lupf wurde zu seinen Gunsten 1918

probiert, indem er zum Bezirksamtman von Aarau vorgeschlagen und auch gewählt wurde. Im Dienst fiel er nie durch besondere Fähigkeiten auf, eher außerdienstlich: wenn er, was nicht selten vorkam, kanonenvoll betrunken heimwankte. Obwohl laut Gesetz einem aargauischen Bezirksamtman das Führen, sogar das Bewohnen einer Wirtschaft, verboten ist, wirtete er eine zeitlang ungeniert. Erst eine Interpellation im Großen Rat stellte diesen Verstoß Baumanns ab. Und in die Hände eines solchen Beamten fiel ich Unglücksrabe! Der Wievielte ich war, den er gewalttätig behandelt hatte, weiß ich nicht.

Da wir eben bei den vermeintlichen Größen, die mir im Leben begegneten, angelangt sind, möchte ich doch *einen* nicht unerwähnt lassen: Direktor Gret aus Bellechasse hat es verstanden, sich noch heute zu den Großen im Lande zählen zu lassen! Er spielt seit drei Jahrzehnten eine tonangebende Rolle im Schweizerischen Verein für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht. Im Jahre 1926, vielleicht schon vorher, wurde Gret in den Zentralvorstand dieses Vereins gewählt. 1944 wurde er Vizepräsident, und von 1948 bis 1952 amtierte er sogar als Präsident. Seither ist er Ehrenmitglied dieser großen Schweizerischen Vereinigung. Höher geht es nicht mehr! Dieser Verein ist Träger der Reformideen im Gefängniswesen, Strafvollzug und in der Schutzaufsicht. Was hat ein Mann wie Gret zur Vermenschlichung dieser Einrichtungen beizutragen? Da wurde an langen Konferenzen gesprochen von der erbarmentenden Liebe für die Straftlassenen, die wieder aufzurichten seien. Da wurden Vorschläge diskutiert, wie die Gefangenen zu besseren, einsichtigeren Menschen erzogen werden sollten. Da wurde die Fürsorge an den bresthaften, gestrandeten Menschen gelobt. Noch einmal: Was hatte Gret überhaupt hier mizureden, der bei sich zu Hause die schlimmsten Zustände duldete? Warum ließen es sich hochanständige Menschen überhaupt gefallen, an schweizerischen Tagungen unter Grets Präsidium teilzunehmen? Warum saßen hochgestellte

Persönlichkeiten neben und später unter Gret im Zentralvorstand, nachdem sie alle doch um die Scheußlichkeiten von Bellechasse wußten? Warum hatten nur so wenige den Mut, gegen Gret zu protestieren und zu verlangen, daß er zuerst in seinem Reich menschenwürdige Zustände schaffen sollte? Und im Jahr 1948 geschah etwas ganz Unglaubliches: Da verlieh die Universität Neuenburg diesem Herrn Gret den Ehrendoktor, «in Anerkennung seiner Verdienste um die Anstalten von Bellechasse». Da muß einem rechtschaffenen, bescheidenen Mann ja der Verstand stillstehen! Wir Häftlinge haben diese «Verdienste» Grets ganz anders empfunden. Einer ungezählten Schar von Menschen, die der Gret'schen Willkür ausgeliefert waren, erschienen sie als grauenvoll. Uns erschien Gret nicht groß im Organisieren, aber anscheinend konnte er mit seiner Organisation doch imponieren. Ja, es ist so eine Sache um die Größen dieser Welt. Mir imponieren sie mit wenigen Ausnahmen immer weniger. Ich halte mich lieber an die vielen Stillen und Bescheidenen im Land. Groß-sein ist mir nach meinen vielen Erfahrungen heute sehr verdächtig geworden.

Arm ist, wem niemand glaubt

Je weiter weg ich vom Bellechasser-Erlebnis kam, umso klarer konnte ich das Geschehene formulieren. Ich wollte die Leute darüber aufklären, was Ungeheuerliches in unserem gesitteten Lande möglich ist. Ich wollte ihnen zurufen, daß täglich an Jugendlichen viel zerstört wird, daß es eine nationale Schande ist, was sich in der Jugendlichen-Kolonie Erlenhof in Bellechasse abspielt. Ich dachte, es müsse die Menschen doch interessieren, daß dort täglich, stündlich Herzen verhärteten, Seelen zugrunde gehen, jugendlicher Geist geschändet und entwürdigt wird. Daß dort kein Funken Bildung und Erzie-

hung diese arme Horde Jugendlicher erreicht. Ich wollte aufschreien gegen dieses Verbrechen an der Jugend. Aber ich fand mit verschwindend wenig Ausnahmen taube Ohren und verschlossene Herzen. Ich wußte, daß es falsch ist, erlittenes Unrecht mit Unrecht zu bekämpfen. Deshalb redete ich weiter, versuchte zu überzeugen, wenn auch ohne Erfolg. Einmal holte ich den Rat eines Rechtsanwaltes, um meinen Kampf besser führen zu können. Er aber riet mir davon ab und stellte resigniert fest, daß gegen diese Polizeibeamten niemand aufkomme.

Im Jahr 1949 ließ ich meiner Heimatgemeinde gegenüber durchblicken, daß vermutlich ein Prozeß die Wahrheit an den Tag bringen werde. Der Gemeinderat riet mir davon ab, einen Prozeß verspielen zu wollen, der mir nur viel Mühe und Kosten verursachen würde. Ich sollte aus begangenen Fehlern meine Lehre ziehen, ein ganzer Mann zu werden versuchen, dann könnte ich höher steigen als jemand, der die Fehler nicht einsehen wolle. Man schob mir also kurzerhand die Schuld zu, aber gleichzeitig heuchelte der Brief weiter: «Gewiß, die Strafe war hart, aber vielleicht war es gerade diese Härte, welche Sie nun zu einem rechtschaffenen Manne emporgehoben hat, denn vor allem ungerechte Strafen können einen großmütig machen. Sie sind bestimmt nicht einzig im ungerechten Leiden, aber statt Rache zu nehmen, ist es süßer, zu verzeihen und bringt jedem Rechtenden mehr Ruhe. Vergessen Sie daher alte Krusten.» So falsch wie dieser Brief tönte, so verlogen und herzlos waren die Männer, die dahinter standen.

Mit der Zeit fraß sich eine tiefe Enttäuschung in mir fest. Warum hatten eigentlich so wenig Menschen Sinn dafür, daß ein Vergewaltigter auch sein Recht finden möchte? Ich hätte mich in Haßgefühle gegen die ganze Menschheit hineinsteigern können. Schon ungezählte Unverständene hatten vor mir so gehandelt. Ich hätte meinen Geist mit Bildern der Rache füllen können. Aber ich wußte, daß schon mancher aus sol-

chen Stimmungen heraus zum Verbrecher geworden ist. Ich hätte mich an meinem pflichtvergessenen Vormund in Remetschwil rächen können, da er nichts davon zu wissen schien, daß er für das äußere und innere Wohl eines Mündels verantwortlich war. Oder ich hätte die Häuser der Gemeinderäte in Remetschwil anzünden können, um ihnen das Unrecht heimzuzahlen. Es braucht viel Kraft, um nicht zu solch unsinnigen, gewalttätigen Mitteln zu greifen. Aber ich hütete mich, meine Verbitterung durch verbrecherische Handlungen abzureagieren.

Im Jahre 1949 arbeitete ich in der Maschinenfabrik Bührle in Oerlikon. Eines Tages überfiel mich während der Arbeit ein Nervenzusammenbruch. Ein Arzt untersuchte mich eingehend und stellte dann fest: «Ihnen ist Unrecht geschehen. Sie werden so lange nicht gesund werden, bis man Ihnen Ihr Recht gibt.» Er wolle mir einen Weg weisen, um zu meinem Rechte zu kommen: Er brachte mich in Verbindung mit einem Redaktor des Schweizerischen Beobachters in Basel. So begab ich mich im Herbst 1949 zum ersten Mal in diese Stadt, in der ich wirklich Hilfe finden durfte.

Neue Erfahrungen in Königsfelden

Jener menschenfreundliche Arzt in Oerlikon riet mir dringend an, meine Leiden gründlich auszuheilen. Er stellte fest, daß meine wiederholten Nervenkrisen auf psychischer Basis beruhten und seien «als Folge der herzlosen Behandlung während der Jugend und Pubertätsjahre aufzufassen». So trat ich im Oktober 1949 als Krankenkassenpatient in die aargauische Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden ein. Zum vierten Mal sah ich also diese Anstalt. Viel hatte sich nicht geändert. Noch immer standen die alten düstern Gebäude da, noch im-

mer füllten Patienten die freudlos-düsteren Säle. Der alte Direktor war inzwischen altershalber zurückgetreten, und ein neuer hatte die Nachfolge angetreten. Einen Teil der Pfleger erkannte ich wieder. Zuerst wurde ich in die Abteilung E zu den Schwerkranken verbracht. Dort hätte ich mich eigentlich recht gut erholt, wenn ich nicht Zeuge häßlicher Dinge geworden wäre. Ich mußte mich über die Behandlung aufregen, die einzelnen Patienten zuteil wurde.

Die allermeisten Patienten getrauten sich nicht, sich zu wehren. Entweder fürchteten sie die bösen Berichte der Aerzte oder die Vergeltung der mächtigen Pfleger. Viele hatten Angst wie die Strafgefangenen, die sich oft über ihre Wärter nicht zu beschweren wagen. Seit Bellechasse war ich aber ein Kämpfer für das Recht geworden und schrie bei Grobheiten die Pfleger an: «Ist das noch eine Heil- und Pflegeanstalt?» Mehrere Bitten um eine Unterredung mit dem Direktor waren erfolglos. Ganz deutlich erinnerte ich mich noch der Szene aus dem Jahre 1936, als ich den Polizisten vor dem Königsfelder Tor gefragt hatte, ob da drinnen gehauen würde. Voller Zuversicht beruhigte mich damals jener zürcherische Polizist — aber hatte er wirklich recht gehabt?

Später kam ich in einen Saal, in dem ich Papiersäcke zu kleben hatte. Ich war der Auffassung, daß ich als Krankenkassenmitglied dies nicht zu leisten brauchte. Aber bei meiner Weigerung wurde ich kurzerhand ins Bett gesteckt. Das Leben im Schlafsaal aber war etwas Schlimmes. Wir waren zehn Patienten zusammen in einem Saal. Von abends acht bis morgens sechs Uhr blieben Fenster und Tür verriegelt. Jeder hatte ein Nachtgeschirr, und in der Saalmitte stand eine große Kiste mit einem großen Nachtopf. Der Gestank, der sich im Laufe der Nacht bildete, war ekelregend. Ich verglich diesen fürchterlichen Schlafsaal immer mit einem Saustall.

Als Abschluß der Schilderung des trüben, unfreundlichen Lebens in Königsfelden gehört die Beschreibung des «Rauch-

salons». Bei schlechter oder kalter Witterung standen sonntags während der Rauchstunde siebzig Männer in einem Korridor und pafften in vollen Zügen ihren Knaster. Einige benützten ihre Pfeifen, die meisten drehten sich ihre Zigaretten aus Zeitungspapier. Innert wenigen Minuten sah man in diesem abgeschlossenen, engen Korridor vor Qualm seinen eigenen Nachbar kaum mehr. Der Gestank war furchtbar. Alle husteten und räusperten sich, niesten, schneuzten ob dem Rauch. Ich selbst war ein starker Raucher, aber so etwas nahm mich sehr her, und ich hustete mir fast die Kehle wund. Da alle den gleichen Tabak bekamen, konnte man aus dem guten oder schlechten Geruch des Rauches auf die Papiersorte schließen. Ich konnte nie herausfinden, warum die Zigarette aus der Illustrierten besser schmeckte und einen angenehmeren Geruch hatte als die aus dem Tagblatt gedrehte! Durch die Türritzen und Gitter schlich sich der Rauch in die Säle hinein, sodaß dort das Gehuste weiterging. Es ist mir unerklärlich, weshalb Aerzte einen solch unhygienischen Betrieb dulden konnten.

Obwohl ich leider nie eine Unterredung mit dem Direktor haben konnte, mußte das Gerücht über mich unbequemen Rebellen doch bis zu ihm gedrungen sein. Bei der Entlassung fragte er mich, ob es wahr sei, daß ich geäußert hätte, es werde in Königsfelden so viel geschlagen? Ich hielt vor dem Direktor meinen scharfen Protest gegen die brutale Behandlung von Patienten voll aufrecht. Er versprach, für Abhilfe besorgt zu sein. Einige Jahre später hatte ich Gelegenheit, mit einem Mitglied der Aufsichtskommission über meine damaligen Beobachtungen zu sprechen. Dieser Herr versicherte mir, daß die von mir gerügten Uebelstände verschwunden seien. Heute soll ein freundlicherer Umgangston in jenen düstern Gebäuden herrschen, was den armen Insassen wohl zu gönnen ist.

Der Prozess in Basel

Ich finde endlich Hilfe bei Wohlgesinnten

Seit meiner Entlassung aus Bellechasse mußten neun Jahre vergehen, bis ich mit den ersten wirksam helfenden Menschen in Verbindung kam. Der für Rechtsfragen zuständige Redaktor des Schweizerischen Beobachters, in Uebereinstimmung mit dem Verleger, begann im Herbst 1949 sich meiner anzunehmen. Bis zum Frühjahr 1950 dauerten seine sorgfältigen Erhebungen. Er brachte als Erster Licht in diese dunkle Angelegenheit. Ganz besonders wohltuend empfand ich es, nach so vielen Jahren des Mißtrauens und der Uninteressiertheit doch noch Glauben und Vertrauen geschenkt zu bekommen. Moralisch hat mich dies sehr aufgerichtet. Man kann nicht jahrelang kämpfen, ohne müde zu werden.

Eine Publikation erregt Aufsehen

Als eine mündliche Aussprache des Beobachter-Redaktors mit dem damaligen aargauischen Justizdirektor, der ich bewohnte, ergebnislos blieb, schritt der Beobachter zur Publikation. Am 31. März 1951 erschien in dieser Zeitschrift der Leitartikel «Ein trauriger Fall von Amtsmißbrauch». Der Chefredaktor setzte sich darin mit aller Deutlichkeit mit dem ehemaligen aargauischen Bezirksamtmann Baumann auseinander und bezichtigte ihn offen des Amtsmißbrauches. Er wurde als für die Versenkung eines unbescholtenen, nicht vorbestraften jungen Mannes nach Bellechasse verantwortlich er-

klärt. Diese verwerfliche Handlungsweise Baumanns stelle ein bis zur Stunde ungesühntes Verbrechen dar. Die dreizehnmönatige rechtswidrige Freiheitsberaubung und die in der wegen ihrer Strenge berühmten fribourgischen Strafanstalt durchgemachten Leiden eines Unschuldigen könnten nicht wieder gutgemacht werden. Aber die Gerechtigkeit gebiete doch, daß dieses Unrecht angemessen entschädigt werde. «Wie ist es in unserem Rechtsstaat möglich, daß ein Unschuldiger lediglich auf die unbewiesenen und von keiner Behörde überprüften Behauptungen eines gewissenlosen Polizeibeamten hin während dreizehn Monaten der Freiheit beraubt werden kann?» Diese Kernfrage des «Beobachters» hat weit herum in der Schweiz zu denken gegeben. Da mag der eine oder andere Bürger gestutzt und sich gefragt haben: «Und wenn das mir passieren würde?» Wie, stimmt es denn nicht bei uns absolut, daß kein Mensch ohne Grund und Verhör eingesperrt bleiben darf? Kann es also bei uns vorkommen, daß ein Bürger ohne jegliche Untersuchung versenkt wird wie im Mittelalter, als noch das Faustrecht herrschte? Da stimmte also doch etwas nicht mit dem verfassungsmäßig verbürgten Schutz der Person? Da gab es doch noch Möglichkeiten, in eine herzlose, willkürliche Polizeimaschinerie zu geraten, ohne wieder daraus herauszukommen? In einer geachteten Schweizerstadt bestand also ein Amtsgefängnis, in welchem man grundlos verschwinden konnte, in dem man vergeblich rufen, schreien, toben, die Unschuld beteuern, gegen die Zellenwände klopfen konnte? So steht es mit unserer Rechtssicherheit! Dieser aufrüttelnde Artikel erzeugte ein großes Echo. Viele, fast ausnahmslos zustimmende Briefe kamen auf die Redaktion.

Der Bezirksamtmann fühlt sich ehrverletzt

Einige Wochen später publizierte der Schweizerische Beobachter eine kurze Notiz, daß der sich in seiner Ehre verletztühlende Bezirksamtmann Baumann gegen diese Zeitschrift eine Ehrbeleidigungsklage eingereicht habe. Dem Beobachter werde es recht sein, vor dem Basler Strafgericht den Wahrheitsbeweis für seine Anschuldigungen erbringen zu können.

Hüben und drüben rüstete man sich zum Kampf. Jede Partei trug Material zum Prozeß zusammen. Anwalt und Gegenanwalt erstellten die verschiedenen Rechtsschriften. Ich nahm ganz mitgerissen Teil an diesem Wahrheitsuchen. Mein jahrelanger Wunsch schien sich der Erfüllung zu nähern. Im Aargau tauchten ein paar Freunde auf, die Meldungen überbrachten. So vernahmen wir eines Tages, daß die Frau unseres Gegners in verschiedenen aargauischen Orten herumreiste und Zeugen zugunsten ihres Mannes suchte oder zu beeinflussen suchte. Solche Zeugenbeeinflussung hatte unsere Partei nicht nötig, da Wahrheit und Recht unsere Verbündeten waren.

Mein großer Tag: vor Strafgericht Basel

Auf den ersten Verhandlungstag, den 7. März 1951, freute ich mich schon lange vorher. Als Hauptzeuge sollte ich vor dem Basler Strafgericht endlich die volle Wahrheit darstellen können. Dort saß Redaktor Dr. Koenig, der sich für den umstrittenen Leitartikel als verantwortlich bezeichnete, auf der Anklagebank. Und der Mann, der das Recht verletzt hatte, war der Kläger! Aber die Rollen sollten schon im Laufe des ersten Verhandlungstages ganz gründlich vertauscht werden.

Der Angeklagte erklärte sich bereit, den vollen Wahrheitsbeweis über die inkriminierten Stellen seines Artikels anzutre-

ten. Der Kläger Baumann verlegte sich von Anfang an auf das Bestreiten und Wegleugnen, so wie er dies seit Jahrzehnten praktiziert hatte, wenn man ihn bei seinen unverantwortlichen Handlungen behaften wollte. Aber hier, im großen Saal des Basler Strafgerichtes, konnte er nicht wie früher in seiner Aarauer Amtsstube unbekümmert um Gesetze und Vorschriften daherreden. Hier behaftete ihn der Strafgerichtspräsident bei seinen Aussagen. Seine Zeugen machten den Eindruck, vorher instruiert worden zu sein und vermochten ihn nicht zu entlasten.

Im Laufe der Verhandlungen wurde die Persönlichkeit Baumanns eingehend beleuchtet. Er kam dabei schlecht weg: Einige krasse Pflichtverletzungen seit 1924 wurden ihm nachgewiesen, Untersuchungsgefangene hatte er mit Prügeln und Drohungen zu unrichtigen Geständnissen gepreßt, in einigen schweren Fällen nichts unternommen, sondern die Verbrechen oder Vergehen gedeckt und abgeschrieben. Im Jahre 1930 mußte sogar der aargauische Justizdirektor anläßlich einer Interpellation wegen Baumanns Unfähigkeit und Pflichtvergangenheit erklären, dieser Beamte habe wegen krasser Pflichtverletzung schon mehrere Verweise erhalten. Acht Jahre später wurde er durch das Aarauer Bezirksgericht mit einer ziemlich hohen Buße belegt, weil er ohne Konzession Radio laufen ließ! Weiter kam Baumanns Vorliebe zutage, auf seinem Gutsbetrieb minderbegabte und wehrlose Schul- und Verdingkinder gegen kleinen Lohn zu beschäftigen, angeblich aus Gutmütigkeit! Das Basler Publikum staunte nur darüber, wie seine Freunde es verantworten konnten, diesen Unfähigen immer wieder zu stützen. Nun, die Früchte konnten nicht ausbleiben. Zu bedauern aber sind die Opfer, zu denen ich leider auch zähle.

Am Beschluß über meine Versorgung nach Bellechasse wollte Baumann nicht beteiligt sein. Er schob alle Schuld und Verantwortung auf die Vormundschaftsbehörde Remetschwil,

was ihm aber schlecht gelang. Am Abend des ersten Verhandlungstages stand Baumann da als ein Mann mit ziemlich getrübttem Leumund, als Mensch und Beamter voller Grobheit, Eigenmächtigkeit und Willkür, der sich an mir eines offensichtlichen Amtsmissbrauches schuldig gemacht hatte. Der Strafgerichtspräsident rang mit ihm so lange, bis er zugeben mußte, «er habe Haslimeier Unrecht getan». Den Vorschlag des Präsidenten, dem zu Unrecht Versorgten als Entschädigung einen Jahreslohn anzubieten und die Klage zurückzuziehen, lehnte er ab. Diese goldene Brücke, die der Präsident ihm bauen wollte, um ein Unrecht sühnen zu können, ergriff er nicht.

Dritter Verhandlungstag und Urteil

Auf den zweiten Verhandlungstag, den 8. März, waren die früheren und amtierenden Gemeindebehörden von Remetschwil aufgeboten. Sie erschienen jedoch nicht, sodaß auf den 27. März ein neue Verhandlung angesetzt werden mußte. An diesem dritten Verhandlungstag wurde deutlich festgestellt, daß die Versorgung rechtswidrig war. Die Mannen aus Remetschwil machten einen kläglichen Eindruck in ihrer großen Unkenntnis der elementarsten Gesetzesbestimmungen über das Vormundschaftswesen. Sie hätten nicht gewußt, daß eine Bevormundung mit dem zwanzigsten Lebensjahr aufhöre und eine Fortsetzung derselben nur durch ein Gerichtsverfahren angeordnet werden könne. Welch primitive Behördemitglieder!

Die Rolle Baumanns bei der Versenkung wurde klar aufgezeigt. Gleich nach meiner ersten Inhaftierung im März 1939 hatte er sich mit den Behörden von Remetschwil in Verbindung gesetzt. Am 11. März verlangte er von diesen die Unterlagen zu meiner Versorgung, «damit wir Haslimeier bei der

ersten Verfehlung, die kaum lange auf sich warten läßt, nach Bellechasse einweisen können». Am 26. März schrieb er ihnen, er lasse ihnen die Eintrittsbewilligung für Bellechasse zur gegebenen Zeit zugehen, «wir werden doch dazu kommen, ihn dorthin zu bringen». Am 13. April schrieb er erneut nach Remetschwil, die Eintrittsbewilligung lasse lange auf sich warten. Inzwischen kam aus Bellechasse die Eintrittsbewilligung. Baumann provozierte diese ersehnte «erste Verfehlung» am 17. Mai und ließ mich am 19. Mai verschwinden.

Es war ein widerliches Schauspiel, wie sich Baumann und die Remetschwiler Gemeinderäte vor Gericht gegenseitig die Schuld an der Versenkung in die Schuhe schieben wollten. Zwölf Jahre vorher hatten sie alle einträchtig am gleichen Strick gezogen und Unheil über mich gebracht. Es bewahrheitete sich wieder einmal, wie alte Komplizen sich am Ende selbst bekriegen und umbringen.

Nach anderthalbstündiger Beratung des Gerichts verlas der Präsident das Urteil: Der Chefredaktor des Beobachters wurde von der Beschuldigung der Ehrverletzung durch die Presse freigesprochen. Die Klage des Alt-Bezirksamtmanns Baumann wurde abgewiesen, da der Hauptvorwurf des umstrittenen Artikels, Baumanns Amtsmissbrauch, sich erwiesen hatte. Die Versorgung war zu Unrecht erfolgt, formell war sie nicht richtig, ob sie materiell gerechtfertigt war, stand vor dem Basler Strafgericht nicht zur Diskussion. Der Kläger Baumann wurde zu einer Urteilsgebühr von Fr. 800.— und einer Entschädigung an den Beklagten von Fr. 1500.— verurteilt.

Der Bezirksamtmann hat noch nicht genug: er appelliert

Der abgewiesene Kläger hatte sich vermutlich den Rechtspruch nicht so vorgestellt. Menschen, die ihr Leben lang ge-

walttätig gedacht und gehandelt haben, verlieren im entscheidenden Augenblick den Sinn für die Wirklichkeit, für das Mögliche und Erreichbare. Baumann, der bisher alles nach seinem Sinn bezwungen hatte, glaubte wohl im Ernst, das Basler Appellationsgericht würde ihn schützen. Deshalb zog er die Sache weiter vor diese obere Instanz.

Am 21. November 1951 kam es vor dem Basler Appellationsgericht zur entscheidenden Verhandlung. Wiederum wurde festgestellt, daß Baumann einen Haupteinfluß auf den ungesetzlichen Versorgungsbeschluß ausgeübt habe. Die Feststellungen des Strafgerichtes wurden bestätigt. Baumann wurden die Gerichtskosten von zusammen Fr. 1100.— auferlegt, einzig die Anwaltskosten wurden wettgeschlagen.

Der nun zum zweiten Male Abgewiesene hätte noch die Möglichkeit gehabt, an das Bundesgericht zu appellieren. Das unterließ er. Somit endete seine schlechte Sache auch schlecht, wie es sich gehörte. Einsicht zeigte dieser alte Mann allerdings nicht. Ob er in seinem Inneren doch bereute? Wer kann das wissen. Die Basler «National-Zeitung» kommentierte diesen Ausgang mit ernstesten Worten: «Es will uns scheinen, daß der Fall auch noch einmal von einem höheren Richter aufgenommen werden wird, wobei allerdings nicht mehr Redaktor Dr. Koenig Angeklagter sein wird . . .»

Ein grosses Wort: Rehabilitation

Endlich ein freier Mensch

Dem Bezirksamtman von Baden fiel es erst anlässlich der Vormundschaftskontrolle im Frühling 1941 auf, daß ich als über Zweiundzwanzigjähriger weder freiwillig noch durch Gerichtsentscheid unter Vormundschaft stand. Daraufhin wurde ich stillschweigend, ohne formellen Beschluß, aus den Vormundschaftsregistern gestrichen, wurde «abgeschrieben», wie das so schön heißt. So wie mich meine Heimatgemeinde 1939 stillschweigend in Bellechasse versenkt hatte, ebenso lautlos schloß sich das Dossier «Haslimeier». Vielleicht dachten diese Männer damals, wenn sie die Akten schlössen, sei der Fall damit auch aus der Welt geschaffen. Doch nahm alles einen anderen Verlauf: Genau 10 Jahre später mußten sie das so heimlich und leise geschlossene Dossier wieder öffnen. Sie, die so groß im Versenken und Nichtbetreuen von Verdingkindern waren, mußten Rechenschaft ablegen vor der schweizerischen Öffentlichkeit. Das alte Sprichwort bewahrheitet sich doch manchmal: «Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.» Wenn in unserem Lande doch nur alles an die Sonne käme!

Durch den Ausgang des Basler Prozesses bekam ich meine Rehabilitation. Dieses merkwürdige, kaum aussprechbare lateinische Wort heißt «Wiederherstellung». Ich war als Mensch wiederhergestellt, von jedem Verdacht, doch zu Recht eingesperrt gewesen zu sein, befreit und gereinigt. Zum ersten Mal war ich, dank des menschlichen Schweizerischen Beobachters, ein freier Mensch geworden.

Die Entschädigung trotz Verjährung

Gleich nach dem Prozeß warfen einige Zeitungen die Frage nach einer Entschädigung für den rechtswidrig erlittenen Freiheitsentzug auf. Der Beobachter hatte bereits von sich aus eine schöne Geste gemacht, als er erklärte, die vom Strafgericht dem Kläger auferlegte Parteientschädigung von Fr. 1500.— sollte mir überwiesen werden. Diese hochherzige Aktion konnte dann aus dem Grunde nicht durchgeführt werden, weil das Appellationsgericht eine solche Entschädigung aufhob.

Die Entschädigungsfrage hatte aber einen Haken: Nach zehn Jahren trat die Verjährung ein. Alt-Bezirksamtmann Baumann und die Remetschwiler Behördemitglieder konnten rechtlich nicht mehr zu einem Schadenersatz angehalten werden. Einige Stimmen wiesen darauf hin, daß ein Staatswesen die sittliche Verpflichtung habe, ein Unrecht, das von einem seiner Beamten einem Dritten in amtlicher Eigenschaft zugefügt worden ist, so weit als möglich wieder gutzumachen. Dies gelte auch dann, wenn die Verjährungseinrede erhoben werden könnte.

An diese letztere Ansicht hielt ich mich, ganz besonders auch deshalb, weil ich bis 1953 noch unter den Folgen des Bellechasser Aufenthaltes litt: Seit jener unmenschlichen Ernährung hatte ich sehr oft Magen- und Darmbeschwerden. Dieses Leiden hörte erst nach einer langwierigen und schmerzhaften Operation in einem Basler Spital im Jahr 1953 auf. Im Frühjahr 1952 stellte ich ein Gesuch um Ausrichtung einer angemessenen Entschädigung an die aargauische Regierung. Ich erhoffte eine günstige Antwort nicht zuletzt aus dem Grund, weil mir ein Regierungsrat 1951 eine Empfehlung zu einer Anstellung in einem Staatsbetrieb gegeben hatte. Wirklich bekam ich Mitte 1952 die Mitteilung, die aargauische Regierung habe mir eine einmalige Entschädigung von Fr. 1500.- zugesprochen, jedoch freiwillig und ohne Anerkennung einer

Rechtspflicht. Trotz der Verjährung sei meinem Gesuch entsprochen worden, weil ich seinerzeit durch die Inhaftierung einen Verdienstaustausch erlitten hätte. Dieser wohlwollende Entscheid der aargauischen Regierung zu meinen Gunsten fand auch die gebührende Anerkennung in einer kurzen Publikation des Schweizerischen Beobachters. Selbstverständlich unterließ ich nicht, diesen hochherzigen Schritt der aargauischen Regierung zur Liquidierung der ganzen Angelegenheit bestens zu verdanken.

Das Leben geht weiter

Unter äußere Dinge kann man einen Schlußstrich ziehen. Innere Erlebnisse können nicht so einfach abgeschlossen, sondern nur innerlich überwunden werden. Nette Freunde, Bekannte und Arbeitskollegen erleichterten diesen Vorgang. Meine sehr mangelhafte Schulbildung konnte ich im Laufe der Jahre durch Beobachtung der Welt stark ausgleichen. Es brauchen ja nicht alle Leute Professoren zu sein! Ich bin aber imstande, heute mein Leben rückschauend zu erfassen und klar darzustellen.

Ein besonderes Interesse habe ich für Fragen des Vormundschafts- und Anstaltswesens gewonnen. Am meisten kann ich mich jedoch in Berichte über die Administrativjustiz vertiefen. Ich bin auch mit einem der erbittertsten Gegner derselben, dem Schriftsteller C. A. Loosli, in Verbindung getreten. Seinen jahrzehntelangen Kampf gegen die Willkür der Administrativjustiz finde ich bewundernswert. Es läßt sich bestimmt nicht bestreiten, daß eine ganze Anzahl «Unbequemere» von Behörden versenkt worden sind oder noch heute in irgend einer Strafanstalt eingeschlossen leben. Man sollte einmal unsere Verwahranstalten, die ja bis heute eine

Abteilung der Zuchthäuser bilden, sowie die Kolonien durchkämmen nach all den Ausgestoßenen, zu Unverbesserlichen Gestempelten, die einzelnen Behörden einfach lästig sind. Ein kantonaler Justizdirektor hat kürzlich an einer schweizerischen Tagung offen erklärt: «Es gibt in unseren Zuchthäusern noch viele Michael Kohlhaase, die unbequem waren.» Michael Kohlhaas, ein deutscher Kaufmann im 16. Jahrhundert, überverteilt und rechtlos gemacht, kämpfte vor Jahrhunderten unbeugsam für sein Recht, bis er im Jahr 1540 in Berlin gerädert wurde. Auch heute noch, 400 Jahre später, müssen Rechtlose um ihr Recht kämpfen. Möge ihnen allen, wie mir, eines Tages Recht werden, damit sie wieder Menschen sein und ihre Ruhe finden dürfen.